

Horst Fleig

KINDHEITSERINNERUNGEN

Essay über ihre Faszination, Genese und Erkenntnisleistung

Horst Fleig, Dr. phil., wurde 1945 in Prag geboren und wuchs am Niederrhein und im Ruhrgebiet auf. In Freiburg und Tübingen studierte er Philosophie, Germanistik, Soziologie und Psychologie und ist seit 1982 an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften tätig.

eMail: hfleig@gmx.net

Als ich im Spätsommer 1976 nach einem Jahrzehnt wieder an das im Dunkeln daliegende ehemalige elterliche Wohnhaus trat und auf dem Klingelschildchen einige Namen las, an die ich seit meinem Wegzug zum Studium und nach mehreren Wohnungswechseln keinmal mehr gedacht hatte, widerfuhr mir etwas Wunderliches. Nicht nur war mir, als ob diese alten Nachbarn feindselig-verknöchert in der Vergangenheit hockengeblieben wären, sondern als ob auch von mir selbst, dessen Familienname dort verschwunden war, etwas gleichwohl noch vorhanden wäre: ein von mir abgetrenntes jugendliches Ich-Phantom, das mir, dem vom ausländischen Wohnort Vorbeigekommenen, wie vorwurfsvoll zu verstehen gab, daß gewisse Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten für mich für immer verloren wären.

Seit jener ersten Rückkehr registriere ich bei der Annäherung an Lebensräume meiner Kindheit und Jugend öfter eine verwandte, wenn auch viel schwächere Empfindung. Es ist ein beklommenes Vorgefühl, das sich manchmal stärker als Ehrfurcht vor dem Älteren in mir selbst ausnimmt und die Erwartung aufbaut, dieses ältere, noch nicht voll entwickelte Selbst oder Selbstgefühl hätte weiterhin Bestand und wollte mich nun auch durch materielle Anzeichen davon überzeugen. An Ort und Stelle hat es sich dann für gewöhnlich so weit verflüchtigt, daß von ihm nur noch das Fluidum einer hoffnungslos zurückgebliebenen Lebenszeit zu verspüren ist. Mitunter allerdings ist das schon längst untergegangen Geglaubte in der Lage, die Gegenwart so massiv zu infiltrieren, daß der Zurückkehrende die Erfahrung einer zeitlichen Doppelpräsenz machen kann. So erging es mir mit den Fahrradstrecken meiner Kindheit und Jugend, die noch weiterhin intakten waren. Damals tausendmal befahren, hatten sie sich in ihrem groben Verlauf fest und wie unantastbar dem Gedächtnis einprägen können. Beim Wiederabfahren der Strecke lassen einen nun die vielen zu registrierenden, als solche aber nicht erinnerbaren Details merkwürdig in der Schwebe zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Ist doch nicht mehr verlässlich zu unterscheiden, ob sich diese Details in der Zwischenzeit wirklich verändert haben, oder ob man immer noch das vor sich hat, was man damals übersah oder, falls man es doch sah, irgendwann einmal vergaß. Und wie hierbei das Zeit- und Realitätsgefühl sich verwirrt, so auch das Selbstgefühl. Denn man erfährt sich nicht mehr souverän in der Gegenwart postiert, sondern wird berührt und unterspült von Eindrücken, Regungen und Erwartungen, die man in der ‚verflossenen Zeit‘ längst hinter sich gelassen glaubte.

Was während einer Erstbegegnung wie der von 1976 aus den verschiedensten Zeit- und Persönlichkeitsschichten aufeinandertraf, arbeitet dann auch in der Folge weiter in uns. Regelrechte Machtkämpfe scheinen stattzufinden, in denen all die vielen unerwarteten kleinen Einzelheiten, die man bei jener ersten Wie-

derkehr vor Augen hatte, meist schon nach Wochen oder Monaten wieder aus dem Gedächtnis geworfen werden. Davon ausgenommen sind nur ehemalige Lebenszentren, die bei der Wiederkehr unvermutet verschwunden waren und als Lücken schmerzlich empfunden werden: 1976 war es die schräg gegenüber dem Elternhaus gelegene große Hotelwirtschaft auf der Ecke beim Bahnhof (wo mein zum Besuch angereister Großvater einmal übernachtete und ich seinerzeit meinem Bruder das Billardspiel beibrachte); und auch meine ‚Spielhöhle‘, den Treffpunkt erschöpfter oder schwänzender Gymnasiasten, fand ich 1976, nach gerade einem Jahrzehnt erst, nicht mehr vor. Eine solche Lücke trifft einen wie ein Hieb. Gleich danach freilich zeigt sich, daß dieses brutal Weggehauene nicht einfach verschwunden ist, sondern sich als räumlich-emotionale Phantomempfindung weiterhin geltend macht. Eine Empfindung, die den Orientierungssinn des Zurückkommenden noch derart gebieterisch beansprucht, daß man wahrlich konfus werden und einem mit dem verlorenen Mittelpunkt auch die weitere Umgebung entgleiten kann. Ich jedenfalls hielt es bei jener ersten Rückkehr 1976 nicht lange mehr dort aus und mußte mich davonstehlen.

Solch schwere Zerstörungen also lassen sich nicht mehr aus dem Gedächtnis werfen. Sonst aber, auch gegenüber größeren Veränderungen, wie ich sie damals bei den Werkanlagen einer Chemiefabrik registriert hatte, setzt sich nach kurzer Zeit wieder das altgewohnte Erinnerungsbild durch. Zu erklären wäre dies nicht mehr allein durch die gewöhnliche träge Beharrlichkeit unseres Gedächtnisses. Vielmehr scheint da ein starkes Bedürfnis zu existieren, unsere Vergangenheit mit ihren Landschaften und Wohnbereichen möglichst unberührt zu halten, selbst da, wo man sich als Kind eher unbehaglich oder bedroht fühlte. Was mag nur dahinterstecken? Ist es der eifersüchtige Wunsch des Heimkehrenden nach Treue und Gegenliebe, den er sogar der Landschaft entgegenbringt und der sich jeder Erinnerungsrevision sperrt? Oder ist es umgekehrt ein Beharrungs- oder gar Unsterblichkeitsverlangen jenes älteren Selbst(gefühls), das ja an der Fixierung der zähen Erinnerungsbilder am meisten beteiligt war und immer noch den längeren Atem hat?

Und noch eines fällt in diesem Zusammenhang auf. Es ist dies das auch von anderen öfter beobachtete Phänomen, daß man sich bei der Rückkehr immer wieder dabei ertappt, die Passanten in der einst vertrauten Umgebung unwillkürlich und durchweg falsch zu identifizieren, indem man voreilig altbekannte Züge in ihre Gesichter hineinliest. Steht hinter diesem Identifizierungszwang lediglich die an sich harmlose, nur übermächtige und allzu großzügig identifizierende Freude des „Wiedersehens“, die unserem gegenwärtigen Ich entspringt? Oder drängt hier vielmehr etwas aus unserer Tiefe empor, das, für uns überraschend, aus seinem Erinnerungsreservoir heraus alte Gesichtszüge bereitstellt und uns damit auch für kurz täuschen kann, ja, das sich vielleicht dadurch gegen das eigene Vergessenwerden wehrt? Wie auch immer, die inzwischen stattgefundenen Veränderungen werden von uns oder in uns am liebsten verleugnet. Wir ertragen es offenbar nur schwer, daß Personen, Dinge und Verhältnisse unseres ehemali-

gen Lebensbereichs, selbst wenn wir ihn einst mit großer Erleichterung oder auch jugendlichem Hochmut verlassen hatten, in unserer Abwesenheit gleichgültig ihren eigenen Gang genommen haben, daß wir also nachweislich entbehrlich oder ersetzbar waren. Und damit deutet die Wiederbegegnung mit unserer frühen Vergangenheit zugleich auf unser Lebensende hin, auf die betrübliche Vorahnung, daß wir vielleicht schon sehr bald keine nennenswerte Spur mehr hinterlassen dürften.

*

Manchem Proust-Leser mag die eine oder andere Erinnerungsempfindung und Spekulation über ein „Ich-Phantom“ vertraut vorkommen. Doch bieten sich dem Zurückkommenden weniger tröstliche Aussichten als dem Sicherinnernden der Proustschen ‚Recherche‘ dar. Marcel Proust geht ja dabei auch nicht vom Wiederaufsuchen der alten Stätten aus, sondern setzt alles auf unvorhersehbare, zufällig ausgelöste Sinnesempfindungen, die dank ihrer Analogie mit unbewußt gespeicherten Eindrücken das dazugehörige Erlebnis wieder in uns heraufrufen, es in der Erinnerung szenisch entfalten und dabei das gegenwärtige Ich mit der glückseligen Erfahrung einer angeblich zeitüberdauernden, das damalige Ich wiedererweckenden Existenz zu belohnen vermögen. Meine eigene Erfahrung hingegen ist die, daß Selbstzerstörerisches dem droht, der nach langer Zeit wieder bestimmte Stätten seiner Lebensgeschichte aufsucht: Erst jetzt, da der immer nur oberflächlich bewußte Zeitenabstand sinnlich-emotional als etwas erlebt wird, das sich kalt und gleichgültig von dem Zurückkehrenden fortentwickelt hat, so daß diese Örtlichkeiten, mögen sie auch noch wie intakt daliegen, ihm als Lebensstätten entgleiten, erst jetzt kann er dank jener Irritationen, Phantomempfindungen und Pseudoidentifikationen die Erfahrung machen, wie sehr er doch selbst noch im Innersten dazugehört. Und daß er eben deshalb auch mit dem Verschwundenen weithin selber schon verschwunden sein müßte.

Nun mag man einwenden, daß eine derartige Wiederkehr zu Stätten jugendlichen Umbruchs eine Ausnahmesituation ist, die zudem in besonderem Maße halluzinatorische Wahrnehmungen begünstigt. Denn die unterschiedlichsten Existenzmöglichkeiten, die damals noch dem Jugendlichen vorschweben mochten und von denen er die eine oder andere um ein Haar ergriffen hätte, auch die meist jugendlichen Personen, die ihn damals zu interessieren begannen und die er oft großlos aus dem Auge verlor, all das dürfte mit seinem diffusen Entwicklungspotential beim Anblick der alten Schauplätze noch zu verspüren sein, konzentrierter denn je und um so verwirrender. Insofern hat das seelische Erlebnis des erstmaligen Wiederaufsuchens wirklich Wahncharakter und ist – als Krisis – wohl auch nicht mehr wiederholbar. Als Krisis allerdings macht es auf verwandte alltägliche Abwehrpraktiken aufmerksam, mit denen wir unserer eigenen Vergangenheit wie einem lästigen oder bedrohlichen Rivalen gegenüberreten. Verfügen wir doch anscheinend über subtile, unmerklich funktionierende seelische

Sperren und Ausgrenzungen, die uns stärker auf die Erfordernisse der Gegenwart, auf uns noch verbleibende Entwicklungsmöglichkeiten und vermeintlich produktivere Tätigkeiten verpflichten sollen. Dazu gehört die von flüchtigen, gleichsam touristischen Besuchern der eigenen Lebensstätten meist selbstzufrieden bekundete, aber auch dem schon erfahrenen „Rückkehrer“ immer wieder überraschende unsolidarische Erleichterung, bestimmten Verhältnissen ein für allemal entkommen zu sein. Außerdem gibt es viele Nuancen zwischen Herablassung, Trauer und Verklärung, die emotional eine unüberwindliche Distanz signalisieren, ein Nichtmehrberührtwerden*können*, das wirksamer als jedes Tabu ist. Bei gut dokumentierten Lebenszeugnissen muß man freilich zu drastischeren Mitteln greifen. Starke Befriedigung mag einem so das Vernichten alter, unwiederbringlicher Photos bereiten: 1975 zerriß ich viele Photos aus der Zeit meiner Kindheit und Jugend und fühlte mich gut dabei, bestritt ich doch dadurch die von bestimmten Erwachsenen durch ihre penetrante dirigistische Anwesenheit auf den Photos behauptete Gewalt über meine ersten Lebensabschnitte.

An die Befriedigung, die sich beim Vernichten dieser manipulierten Photos einstellte, wurde ich im Folgejahr wieder erinnert, nämlich am Tag nach jener ersten Rückkehr in meine Herkunft. Erschien am Ankunftsabend in diesem Spätsommer 1976 vieles verschattet, verhuscht und ahnungsreich, da die altgewohnten Blickbahnen beim Heranfahen mit dem Auto durch wucherndes Gebüsch weithin verdeckt blieben, so lag nun am Tage alles entzaubert da und traten im Laufe der nächsten Stunden, beim Durchstreifen jener Lebensräume, Unmengen nichtiger Einzelheiten ins Auge, denen ich in der Jugend offenkundig niemals Beachtung geschenkt hatte: Unwillen und Niedergeschlagenheit mischten sich zu der wohltuenden Empfindung, in dieser Umgebung nichts mehr verloren zu haben.

Trotz dieser Befriedigung kam ich noch oft zurück und überzog mein Terrain, diesen Lebensraum vom Niederrhein bis zu der angrenzenden Ruhrgebietsstadt, in dem ich – bei drei Umzügen – vom 2. bis zum 20. Lebensjahr herangewachsen war, kreuz und quer mit Nachforschungen zu Schauplätzen und Personen. Jene letzte Empfindung, allem dort für immer entfremdet zu sein, dürfte darum nur eine Schock- oder Schutzreaktion gewesen sein, eine Art Totstellreflex auf die wie vampirische Bedrohung, die noch von dem Klingelschild ausging, hinter dem sich mein jugendlicher Wiedergänger zu verbergen schien. Eine Reaktion, die wie das Zerreißen der Photos im Vorjahr ein Akt der Verleugnung war und gleichzeitig gutgeheißen wurde von einem konkurrierenden tieferen Wahrheitsgefühl. Wie ich jene gestellten Photos als irrelevant und pseudo-objektiv verwarf, so jetzt die Relikte meiner alten Wohnumgebung; und hier wie dort ließ sich die Vernichtung als Steigerung oder Errettung biographischer Integrität genießen. Welch heikle Kollision der Selbstempfindungen mit dem unschätzbaren, oft wirklich unabsehbaren Wert des Dokumentarischen, seien es Photos oder Lebensräume! Und doch wird man sich von Zeit zu Zeit ähnlich entscheiden müssen. Immer dort, wo die materiellen Relikte unsere Erinnerungsfähigkeit zu

blockieren drohen, wo man nur noch gebannt hinstarren kann auf irgendeine Lokalität oder auf weiter nicht mehr erklärliche Momentaufnahmen, die kaum mehr als die Künstlichkeit, Banalität und Peinlichkeit der damaligen Situation dokumentieren, dort also, wo nichts mehr auf einen größeren oder noch unbekanntem Zusammenhang hindeutet, sollte man sich dieser Dokumente entledigen oder auch die Rückkehr einstellen. Zumal einem ja noch das von den materiellen Objekten unabhängige Vermögen der Rekonstruktion bleibt, die *Erinnerung* nämlich, die spürbar hinter jenem tieferen Wahrheitsgefühl stand und es vielleicht auch in der Sache beglaubigen könnte.

*

Sicherinnern: Wohl am leichtesten und luftigsten vor dem Einschlafen, wenn man sich, schon gelöst vom Tage, über ein tausendmal durchlaufenes Zentrum seiner Kindheit beugt. Erinnerung kann hier zu einem überirdischen Vermögen werden, das aus einer merklich erhöhten Perspektive – die sich gelegentlich der Vogelperspektive annähert – eine kontinuierliche Verbindung schafft zwischen den zeitlich auseinanderliegenden, in unserem Lebensgefühl aber zueinandergehörigen Episoden, Begegnungen und Phantasien. Eine zeitüberschreitende Komposition, in der sich die Umgebung wie mit einer Filmkamera fast nach Belieben abfahren läßt. Zu dieser mühelos und weithin automatisch ablaufenden Raumerkundung gesellt sich nun die eigentlich *szenische* Erinnerung, die, mit einzelnen Erlebnisbildern operierend, in dieses Raumkontinuum ihre zeitlich unterscheidbaren Akzente setzt, doch so tolerant, daß die oft beträchtlichen Zeitenabstände zwischen den Erlebnisszenen unwesentlich werden und wir uns in einem so niemals erlebten, nun aber in seiner Quintessenz zu erfahrenden Zeit- und Phantasiaum bewegen. Und zwar bleibt es ein trotz jener zeitlichen Unterschiede erstaunlich homogener Zeitraum, sagen wir der meiner „Kindheit“ in dem kleinen Rondell beim Hause meiner Großeltern:

Dort hinten, von Omas Haus her gesehen an der linken Ecke des Rondells, zieht sich am Rande der Straße die grüne Hecke hin, hinter die ich mich nun - die Perspektive springt dabei um auf mich - in Panik zu Boden werfe, als ich tief hinten aus der Ferne ein Lastauto böse heranheulen höre <um 1948, als ungefähr Dreijähriger erlebt?>. Wenige Meter schräg gegenüber, auf der rechten Straßenseite des sich hier öffnenden Rondells, habe ich mich hinter einem anderen Abschnitt dieser Hecke <um 1950> mit meiner Cousine Gitti versteckt - wieder springt dabei die Perspektive in die unserer Verstecksituation um. Gitti erscheint mir in dieser Szene immer in dem Wissen, daß sie ein, zwei Jahre später nach winterlichem Schwimmbadbesuch an einer Lungenentzündung starb; wobei mir in der Regel die folgende Szene erinnerlich wird, nun an der Außenseite der vom Rondell abzweigenden Straße: Hier stehe ich vor der Hecke und höre, das Gesicht Omas Haus zugekehrt, von Gitti mit Ehrfurcht, daß sie „schon bis 1000 zählen“ könne <um 1951/52>. Meine szenische Erinnerung findet sich danach regelmäßig bei einer anderen Stelle auf der Rondellstraße ein, wo ich, auf halbem Weg hin zum Hause der Großeltern, ein farbiges Bildchen mit dem ‚*Sterntaler*‘-Mädchen betrachte -

manchmal sehe ich statt dessen auch eine Zeichnung zu Andersens Märchen ‚Das Mädchen mit den Streichhölzern‘ vor mir <beide Mädchen, wie ich erst in diesem Augenblick bemerke, sind wie die kleine Gitti von tödlicher Kälte bedroht!>. Noch einige Meter weiter zurück zu Omas Haus hin wartet schon der Eis<!>verkäufer mit einem überbauten Dreirad <um 1952?> oder auch mit seinem VW-Transporter <um 1955?>, dies jeweils von der großelterlichen Wohnung aus betrachtet. Und wiederum ein paar Schritte näher zum Haus hin scheine ich in einem Kinderwagen zu liegen und erblicke daraufhin ein großes Gesicht über mir. Wobei die Szene einen Moment später aus der Perspektive dessen gesehen wird, der sich über den hellen Kinderwagen beugt <eine absurde Montage aus Gefühl und Blick, die noch zu erläutern wäre>. Gleich neben dieser Stelle ist auf dem Straßenpflaster mit weißer Kreide das Ziffernkästchen unseres Hinkelspiels ‚Himmel und Hölle‘ <um 1952/53?> zu sehen. Etwa fünf Schritte weiter tauschen wir Jungen <wohl um 1954/55> die bunten frappierenden Karl-May-Bildchen aus der ‚Coco-Nuß‘-Serie ...

Das war die kurze Wegstrecke auf der „linken“ Seite des von Häusern umstandenen Rondells, dessen Durchmesser sich auf kaum 30 Meter beläuft. Der dabei immer spürbare Bezugspunkt ist das Haus der Großeltern, in dem ich drei Jahre lang (bis Mai 1949) aus und ein ging, als wir Flüchtlinge im Nebenhaus ein Zimmer bewohnten. Und auch später, vor allem als 10-12jähriger, kehrte ich dorthin mit dem Fahrrad immer wieder zum Spielen zurück. Die unmittelbare Umgebung des Hauses ist darum besonders dicht mit Erinnerungsbildern belegt. Je weiter ich mich von diesem Zentrum entferne, desto größer werden die Zwischenräume ohne eigentliche Erinnerung (dort hielt ich mich ja auch seltener auf) und desto öfter treten Auffälligkeiten in Straßenführung oder Häuserbau an die Stelle eigener Erlebnisszenen. Zudem drängt sich mit zunehmender Entfernung und Erlebnisleere leicht etwas sehr viel später Gesehenes und Erlebtes in den Zeitraum „Kindheit“ ein. Daß dieser aber im Zentrum beinahe ohne störende Einmischung anderer Lebenszeiten zur Erinnerung kommen kann, dürfte im wesentlichen dem erwähnten visuellen Automatismus zu verdanken sein: Versetzt man sich in eine bestimmte Erinnerungszeit, sei es „Kindheit“, „späte Jugend“ oder „Gegenwart“, hält sich die einmal in Gang gesetzte Raumerkundung trotz der ihr möglichen „Schwenks“ ziemlich verlässlich in der gewählten Zeitdimension durch. Trotz kleinerer räumlich-szenischer Sprünge tastet sie sich streckenweise und mit „eigenem“, immer mit erscheinendem Horizont vor, läßt sich deshalb auf bauliche und andere Veränderungen kaum einmal ein und blockiert dadurch die dazugehörigen Erinnerungsszenen jener anderen Zeiträume.

Wie zu sehen war, mischen sich aber gerne Phantasievorstellungen in die Erlebnisszenen ein, oft Leseindrücke, die sich auf assoziativem Wege mit bestimmten Szenen verknüpft haben. Warum und zu welchem Zeitpunkt diese Verknüpfung stattfand und seit wann sie zum Erinnerungsrepertoire gehört, ist nur noch selten herauszubekommen. Von dem ‚Sterntaler‘-Mädchen betrachtete ich einst wirklich an dieser Stelle eine farbige (blau-goldene?) Abbildung, die einer Haferflocken-Packung („Köllnflocken“?) beigelegt war. Für mich bedeutsam und erinnerbar aber wurde diese Szene zweifellos nur in Assoziation mit Gittis traurigem Schicksal (sie starb im März 1952, gerade acht Jahre alt); eine Asso-

ziation, mit der sich später noch Andersens Mädchen mit den Streichhölzern als sachliche und genreverwandte Assoziation verband (das Märchen las ich um 1953/54).

Und noch eine weitere, sehr viel später gebildete Assoziation hat sich neuerdings hinzugesellt: Wie ich 1990 von Gittis Stiefvater, meinem kriegsversehrten Onkel, erfuhr, lernte ich in diesem Rondell laufen oder vielmehr spazierengehen, indem ich mich an einer seiner Krücken festhielt. Diese Information hat sich inzwischen als vages Raumgefühl – ohne eigentliches Erinnerungsbild – an der Stelle niedergeschlagen, wo schon Eiswagen, Kinderwagen und die Hinkelkästchen (Hinkeln auf einem Bein!) angesiedelt sind. Eine Stelle, die eine wunderliche Anziehungskraft gewonnen hat.

Solch wesentlich später herangeholte oder herbeigeflogene Assoziationen können sich durch andere verstärken und allmählich so dominant werden, daß die ursprünglichen Erlebnisse daneben verblassen und als Erinnerungsszenen schließlich verschwinden. Dies scheint der zweiten liebvertrauten Spielumgebung meiner frühen Kindheit in dem kaum drei Kilometer entfernten Niederreindorf widerfahren zu sein, wo ich im Alter von viereinhalb bis acht Jahren lebte (bis Januar '53). Aus der elterlichen Wohnung konnte ich hier über die Straße und einen Drahtzaun hinweg sogleich in die Rheinwiesen treten. Nur noch eine mächtige, von uns manchmal bekletterte Weide gleich links jenseits des Zaunes ist mir als Blickfang und Ausgangspunkt der Orientierung zugleich auch szenisch präsent. Was wir aber in den Wiesen in Sichtweite des Hauses trieben, wird mir nicht mehr erinnerlich – solange jedenfalls nicht, als ich mir die Umgebung in dem spontan sich mir anbietenden, wiederum wie automatisch ablaufenden visuellen Raumschematismus vergegenwärtige. Haben sich doch hierbei in meiner Erinnerung den Büschen und Bäumen der Wiesenränder Märchen- und Romanszenen angelagert, die ich zum Teil erst lange nach meinem Wegzug aus dieser Rheinwiesenstraße kennenlernte:



Photo aus dem Jahre 1993

Links vorne also der Kletterbaum, vor dem ich stehe und mit ziemlicher Bewunderung zu einem größeren Jungen hinaufblicke, der da oben einen Sitz einzurichten steht. Der Baum ist der erste in einer langen, mit Stacheldraht umzäunten Reihe, die tief in die Rheinwiesen hineinführt. Dort hinten, ein wenig nach rechts

hin, steht in meiner Erinnerung ein vereinzelter hohler Baum, durch den in Andersens Märchen ‚*Das Feuerzeug*‘ der Soldat von der Hexe in die Erdhöhle hinabgeseilt wird <um 1953/54 gelesen?>. Auf gleicher Höhe und etwas weiter rechts davon schließt sich ein Wäldchen an, wo Schneeweißchen und Rosenrot mit dem Bären wohnen und an dessen äußerem Rand rechts die wilden Schwäne rauschend über ihre Schwester hinwegfliegen <um 1953?>. Noch weiter nach rechts in diesem Viertelkreisbogen, schon beinahe an seinem äußersten unteren Rand, nahe der Straße, erscheinen am Wiesensaum geheimnisvolle gemauerte Schächte <Versorgungströge für Vieh>, die mir schon in früher Jugend immer nur als ‚Montezumas Schatzkammer‘ in den Sinn kommen <eine Assoziation aus Stuckens Roman ‚*Die weißen Götter*‘, den ich erst um 1954/55 heimlich las>.

So weit der hier bei mir jedesmal im Uhrzeigersinn verlaufende visuelle Erinnerungsschematismus „Häusliche Rheinwiesen meiner Kindheit“. Wenn ich aus diesem Schematismus hinaustrete, fällt mir noch ein, daß ich um 1975, beim Lesen der Einsiedlerszene im ‚*Simplicius Simplicissimus*‘, an die Umgebung von Baum und Wäldchen denken mußte (Simplicius wird in einem hohlen Baum vom verwilderten Einsiedler aufgespürt, den er für einen Wolf hält). Und daß ich ebenfalls um 1975, als ich in Motte-Fouqués ‚*Undine*‘ von der verwunschenen Waldszenerie mit bärenhaften Wesen und Einsiedlern las, noch einmal an diese Rheinwiesen erinnert wurde.

Diese beiden späten Lektüreassoziationen gehören wie jene späte Rondell-Assoziation des Laufenlernens noch nicht zu den Bildszenen, die sich in dem wie automatisch ablaufenden räumlichen Erinnerungsschematismus einstellen. Zwar scheinen sie in ihrem Märchencharakter gut zu den Primärassoziationen, den Lesephantasien des Acht- bis Zehnjährigen, zu passen und könnten vielleicht durch wiederholte Erinnerungstätigkeit fester damit verknüpft werden. Doch wäre dies auch wünschenswert? Wären sie hier, im Bereich meiner (früh-)kindlichen Erlebnisse und Phantasien, nicht vielmehr deplaziert? Und überdies ihrerseits aufgeladen mit einer Assoziationskraft, die auf diese Weise – wie etwa die Szenerie in Fouqués ‚*Undine*‘ mich weiter zu verwandten Szenerien in Fontanes Romanen ‚*Effi Briest*‘ und ‚*Der Stechlin*‘ hinzieht – schließlich meine verschiedenen Lebensabschnitte und Erfahrungsniveaus ineinander verwirren müßte? Anders wäre es dagegen mit der assoziativen Lokalisierung des noch bildlosen, technisch mir noch nicht recht vorstellbaren Laufenlernens. Die Ansiedlung dieser Phantasieszene in dem Raumschema des kleinen Rondells beim Hause der Großmutter wäre mir lieb, gehört doch dieser Vorgang auch biographisch diesem Zeitraum an. Wird er dort einmal zusammen mit den beschriebenen Primärszenen auftauchen können? Und sei es „nur“ als offenkundiges Pseudoerlebnis wie meine Kinderwagenszene?

Wie ich dann Jahre später beim Nachfragen von meinem Onkel erfahre, hielt ich mich bei diesen Gehversuchen, die wohl schon eher kleinere Spaziergänge waren, wackelnd und ruckelnd an einer seiner Krücken fest, behinderte ihn, dessen rechtes Bein amputiert war, also zusätzlich: Gleich nach dieser telefonischen Rückfrage meine ich zu spüren, wie ich beim Laufen ruckweise weitergezogen werde -

oder steigt hier nur das ähnliche, erst sehr viel später erfahrene Gefühl wieder auf, wie es ist, wenn einem beim Fahrradfahren jemand in die Lenkstange greift? Es scheint sich hier eine weitere Pseudoerinnerung zu bilden. - Wiederum Monate später: Denke ich nun an diese Situation, erblicke ich regelmäßig auf jener linken Straßenseite des Rondells umrißhaft-dunkel ein kleines Kind an der rechten Seite eines Erwachsenen, beide ein wenig schräg von hinten rechts her gesehen (perspektivisch also eine Pseudoerinnerung). Daraufhin jedoch spüre ich, wie ich ruckartig vorwärtsgezogen werde und sehe unmittelbar danach - und zwar diesmal rechts(!) von mir, wenig unter Augenhöhe - eine Krücke, die schräg nach vorn geneigt ist. Dieser Anblick scheint authentisch zu sein.

Es wäre dies nichts weniger als eine von mir wiedereroberte Erinnerung, eine, die so ganz anders als etwa bei Marcel Proust durch bewußte Akte wie Nachfrage und szenische Rekonstruktion vorbereitet wurde. - Auf einem Photo sehe ich übrigens, daß mein Onkel sein eigenes Söhnchen tatsächlich links von sich gehen ließ. Und meine mir nun auch über eine kleine Kuriosität meines eigenen Ganges im klaren zu sein: eine fast unmerkliche Schnepferbewegung des rechten, nach vorn geworfenen Fußes, eine winzige Verzögerung der flüssigen Bewegung, die rhythmisch ein Hinken andeutet.

Während der visuelle Erinnerungsschematismus für meine frühe Rondell-Zeit die damaligen Erlebnisse und die dazugestoßenen Assoziationen tolerant und ausgewogen nebeneinander auftreten läßt, hat er für meine Rheinwiesen-Zeit derart einseitig die Lektüreassoziationen begünstigt, daß dadurch alle Spielszenen bis auf weiteres verdrängt oder überwuchert wurden. Zu erklären sein dürfte dies zum einen durch die mir neue machtvolle Erfahrung des Lesenkönnens, bei der die Phantasie sich nicht allein auf die imaginäre Sphäre der Märchen und Romane beschränkte, sondern zudem auf die Wirklichkeit übergriff und sie partiell erobern konnte. Und zum anderen dadurch, daß meine kindlichen Aktivitäten in den Wiesen zu gleichförmig verteilt waren, um an festumrissenen Plätzen erinnerlich zu werden. So weiß ich vage, wenn ich aus jenem Schematismus austrete, daß wir Kinder an dem hier und da wachsenden Sauerampfer zu naschen liebten, Sträußchen von (Schlüssel-)Blumen pflückten und auch den einen oder anderen Pilz vorsichtig nach Hause trugen, Beute, die an wechselnden Plätzen zu machen war und in ihrem Überall-und-Nirgends dann leicht der szenischen Erinnerung entgleiten konnte.

So ist denn das reine, vom Schauplatz und seinen Objekten unabhängige Sicherinnern bei dieser Spielwiese an seine Grenzen gekommen. Vorfindbar geblieben ist kaum mehr als das viertelkreisförmige Orientierungsschema, das zwar mit dem Gefühl einer Urvertrautheit besetzt ist, doch keine eigentlichen Lebensspuren mehr enthält. Erneut stellt sich mir deshalb die – proustfremde – Frage, ob nicht die Rückkehr an den Schauplatz wieder einiges von dem Vergessenen zu erwecken vermag. Was tut sich dabei? Schon 1976, gleich im Anschluß an die Doppelgänger-Erfahrung am Klingelschild, war ich auch weiter bis hin zu den Rheinwiesen gefahren und hatte mir anschließend einige Notizen gemacht (hier und da in kryptischer Verknappung, weshalb ich sie jetzt leicht überarbeitet zitiere):

„Meine alte Vorstellung, ich müßte mich beim Herannahen an einen solch frühkindlichen Lebensraum eigentlich klein machen wie ein Kind und auf den Knien fortbewegen, spielt jetzt, bei der Künstlichkeit der Anfahrt im Auto, keine Rolle mehr. Im Nu bin ich bei den Rheinwiesen, stelle das Auto ab und suche nach unserem Haus, bis sich herausstellt, daß ich genau davor angehalten habe! Das Wiesenpanorama vom Haus her weiß ich noch auswendig. Am Kuhzaun mache ich sogleich wieder mit dem leichten elektrischen Schlag Bekanntschaft, zum erstenmal seit etwa 25 Jahren. In der Weide immer noch der riesige Kletternagel; dann die so nie wieder gesehenen, über das Gelände hin verstreuten Kuhfladen, auch die merkwürdig kräftigen Disteln. Auf einmal, wie aus Andersens Märchen ‚*Der Tannenbaum*‘ auftauchend, ein Häschen im Streckgalopp! Ich gehe an einer Kuhherde vorbei, die mir dann - auf der anderen Seite des Zaunes - erregt folgt. Bei den Märchenbäumen <...> Diese morschen Weiden knarren oder ächzen im Wind, daß mir angesichts der großen abgebrochenen Äste, die dort umherliegen, fröhlich beklommen wird! Zu den geheimnisvollen Schächten und zurück zur Straße.“

Bei dieser Rückkehr brachten sich wirklich einige Lebensmomente und Umstände, die mir entfallen oder nicht mehr geläufig waren, wieder zur Erinnerung, der Schlag vom Elektrozaun, unser Kletternagel, die Kuhfladen, Disteln und die davonjagenden Hasen. Es waren dies aber keine Erinnerungen an einzelne Erlebnisse, sondern „nur“ Wiedererkennungen oder Reminiszenzen an serielle Erfahrungen und Requisiten. Außerdem haben diese Funde von 1976 ja immer noch keine Spuren in meinem visuellen Erinnerungsschematismus hinterlassen; nur ihre damalige schriftliche Fixierung dürfte sie davor bewahrt haben, wie jene anfänglich erwähnten Veränderungen im Straßen- und Industriebild der benachbarten Großstadt, allmählich zu verblassen oder von einem älteren Gedächtnissystem längst schon eliminiert worden zu sein. Immerhin, wenn auch nur als serielle Daten oder Stellvertreter älterer Szenen, sind sie erst einmal mitsamt ihrem Erinnerungspotential gesichert und könnten unter Umständen wieder szenisch detaillierter vor Augen treten (und tatsächlich konnte ich später authentischere sinnliche Reminiszenzen an Details wie Disteln, Kuhfladen und an den Schlägen eines Elektrozauns heraufrufen).

Im nachhinein muß ich mich nun doch sehr darüber wundern, wie getreulich ich auf meinem Wiesenrundgang von 1976 jenem viertelkreisförmig verlaufenden visuellen Erinnerungsschema folgte, das mir damals als solches noch gar nicht bewußt war! Selber begründet wurde dieses rigore Schema zweifellos durch die Topographie der Rheinwiesen, die für uns Kinder die Bewegungsmöglichkeiten weithin festlegte: Auf der ganzen linken Seite, in die Raumentiefe der Wiesen hinein – an der Vertikalen dieses Viertelkreises –, lag das Obstbaumgebiet eines Großbauern, markiert durch den für uns nur schwer übersteigbaren, von Kopfweiden gesäumten Zaun, der diese Zone von „unseren“ rechts daliegenden Spielwiesen und den Viehweiden abtrennte. So stark muß dieses Grenzgefühl gewesen sein, daß mein visuelles Raumschema sich die Baumreihe mit ihrer Abzäunung wie selbstverständlich zum linken Flügel genommen und keinen weiteren szenischen Blick zum jenseitigen Obstbaumgebiet hin erlaubt hat. Was sicherlich noch dadurch verstärkt wurde, daß sich mir von unserem Wohnzim-

merfenster aus nahezu derselbe Bildausschnitt darbot. Um mich davon zu lösen, müßte ich schon aus dem schematischen Ablauf hinaustreten und mir den bildbeherrschenden Kletterbaum vorne links auf der Grenze genauer vorstellen. Er befindet sich auf meinen späteren Photos diesseits des Zaunes, doch zeigen in den Stamm eingewachsene Stacheldrahtreste, daß er einmal auf der anderen Seite angesiedelt war. Wann und wie auch immer, ein Hauptast jedenfalls, der in der Gabelung einen Brettersitz trug, reichte schon zu meiner Zeit in die Obstwiesen hinüber, in die wir uns denn auch einige Male hineinwagten, um Äpfel zu stibitzen oder nur, um es gewagt zu haben.

Tabuverletzungen waren uns Kindern demnach möglich. Und dennoch, dieses starke Grenzgefühl, das die linke Flanke außer Betracht läßt und von einer Randposition (dem Grenzbaum) her alles weit nach rechts hin mustert, hat sich bei mir offenbar als wichtiges Orientierungsschema auch für andere Situationen durchgehalten und dabei weiterentwickelt. Beim vergleichenden Betrachten der Klassen- und Konfirmationsphotos ehemalige Mitschüler an meiner zweiten Grundschule (1953-55) fiel mir auf, daß viele von uns bei der Aufstellung eine ausgeprägte Vorliebe für eine bestimmte Raumzone haben. Ich selbst bin wegen meines wiederholten Schulwechsels nur auf einem Photo von Anfang 1955 dabei, auf dem ich mich – von mir aus gesehen – ziemlich außen am linken Flügel (und zwar hinten) aufhalte, eine Position, die einen guten Überblick gewährt, Kontakte aber nur zu der einen, rechten Seite hin erforderlich macht. Auf anderen Gruppenphotos seit 1955 nehme ich auffällig gern – obzwar nicht durchweg – die nämliche Position ein. Ja, wenn ich einmal im Geiste alle nur erdenklichen Plazierungen durchgehe, ist es regelmäßig eine linke Randposition, sei es im Kinosaal, auf Schulbänken oder in den Hörsälen, ferner neben einzelnen Personen auf dem Sofa oder bei Spaziergängen, bei kleineren Konferenzen wie auch an der Theke, im Bus und Flugzeug und anscheinend sogar als Raumorientierung im Traum. Und es ist schon belustigend oder auch erschreckend anzusehen, wenn ich einmal in die krasse Gegenposition vorne rechts außen geraten bin, so als Achtjähriger in der Jungengruppe eines „Kinder-Erholungsheims“, als ich auf den Boden blicke und schon zum Weitergehen ansetze; oder als Siebzehnjähriger, als ich mich mit mürrischem Gesicht von den anderen wegdrehe und wiederum nach unten schaue! Ein einziges Mal nur scheine ich eine Ausnahme gemacht und mich freiwillig ins Bildzentrum gestellt zu haben, nämlich um dort meiner kleinen Spielfreundin nahe zu bleiben.

Zweifellos handelt es sich hierbei nicht mehr um harmlos-scurrile Angewohnheiten, sondern um so etwas wie jemandes räumliche Ausgangs- und Vertrauensbasis, in der sich schon ein persönlicher Verhaltens- und Annäherungsstil vorbereitet. Denn nicht bloß das Wohlbefinden hängt von der eigenen Raumposition ab, auch einige fundamentale Verhaltensweisen scheinen dadurch begünstigt oder blockiert zu werden. So ist meine Position vor allem keine an der Front, wo man von hinten kontrolliert werden kann; auch keine in der Mitte, wo man nach allen Seiten hin zu Kontakten genötigt wäre (dafür in der Menge ge-

schützt oder auch im Mittelpunkt dastehen könnte). Es ist statt dessen eine Position, in der man sich wie aus dem Ereignisvordergrund so auch aus dem an Nachbarschaften und Rivalitäten reichen Mittelfeld so weit zurückgezogen hat, daß man sich sehr leicht aus dem Ganzen lösen könnte; in der man sich aber gerade eben noch beteiligt zeigt, denn es ist meist nicht die auffällige – oder kokette – extreme Randposition, sondern eine, die noch um einen Schritt, um zwei Sitzplätze, um einen noch hinter mir Stehenden stärker in das Geschehen eingebunden ist (so wie in meinem Rheinwiesen-Schema noch ein größerer Junge in der Kletterweide über mir ein Stückchen weiter draußen dasitzt). Eine Position, die es erlaubt, unauffällig zu bleiben und zugleich den Überblick zu behalten. Überhaupt liegt ihr großer Vorzug in dem ungestörten, unaufgeregten Zusehen- und Betrachtenkönnen. Indem sie sich freilich alles Ablenkende und Überraschende tendenziell vom Leibe hält, macht sie zugleich spontane oder geistesgegenwärtige Reaktionen weithin überflüssig und läßt darum diese und ihre gestischen Ausdrucksformen sicherlich auch verkümmern.

So kann die kindliche, im Spiel tausendmal erfahrene und geübte Raumorientierung sich unbemerkt zu einem komplexeren Verhaltensstil ausgestalten, der auch für die weitere soziale und seelisch-geistige Entwicklung bedeutsam bleibt. Denn während ich mich in meinem frühen Wiesenschema noch zu allerlei Spielen und Erkundungen aufgerufen fühle, verharre ich dagegen in meiner späteren Raumposition an der Grenze und verzichte, insofern der (Spiel-)Raum nunmehr auch zum Handlungsraum geworden ist, auf das unmittelbare Eingreifen zugunsten der distanzierten Betrachtung und Beurteilung.

Man darf dies nicht dämonisieren und als biographisches Schicksal ausgeben. Wie für uns Schulkinder die Sitzplätze manchmal durch äußere Umstände neu festgelegt werden konnten (Körpergröße etwa, Kurzsichtigkeit oder unfreiwillige Plazierung auf der ‚Lümmelbank‘), so würde auch die drohende Isolation bei einer Betrachterposition wie der meinigen für gewöhnlich spätestens im Berufsleben neutralisiert oder aufgehoben werden, schon durch die Mechanismen der Arbeitsorganisation und betrieblichen Einbindung. Nun wurde ich aber einmal nicht der Industriekaufmann, der ich nach der Vorstellung meiner Eltern nach der Mittleren Reife hätte werden sollen, sondern boykottierte heimlich den beruflichen Eignungstest und fühlte mich bald immer stärker von den praxisfernen Geisteswissenschaften angezogen. Und insofern meine zurückgezogene Position zweifellos eine Affinität zur ‚theoretischen‘ Haltung hat, konnte sie in dieser Studienwahl überdauern und dürfte sogar auf die von mir bevorzugten Studieninhalte und Untersuchungen Einfluß genommen haben. Hält doch meine wechselnden Hauptthemen das Interesse an der prekären Überlegenheit von Distanz- und Außenseiterpositionen zusammen; dies insbesondere bei Literaten und Künstlern, die ihre Werke oder auch bestimmte Tiefenschichten weithin verschlüsselten und insofern auf unabsehbare Zeit „auf Eis legten“. Mit ihrer Entdeckung stellte sich zugleich die allgemeinere hermeneutische Frage, wie sich ein solcher Vorsatz, mit der Essenz des eigenen Werkes langfristig eine Zwi-

schenexistenz zu führen und womöglich ganz in Vergessenheit zu geraten, mit den üblichen Vorstellungen von Überlieferung und Traditionsbildung verträglich. Diesen Fragen ging ich 1975 in einer kleinen Studie nach, die das zeitüberschreitende Potential solcher Werke, ihren verkappten Todestrotz und zuletzt auch den metaphysischen Rang der Erinnerungsthematik verfolgte (vgl. S. 65f.).

So war denn meine erste Rückkehr 1976 ein noch unsicherer und nur probeweise getaner Schritt, dem Vergessenen und Übersehenen nicht nur wie bis dahin durch literarhistorische Studien beizukommen, sondern das schleichende Sichfremdwerden und Sichhinwegsterben als menschliches Lebensschicksal auch für die noch relativ kurze eigene Geschichte zu verfolgen und dagegen vielleicht besser gewappnet zu sein. Wieviel schon damals verlorengegangen oder wie verschüttet war, zeigte jener Schock angesichts des Klingelschilds. Wieviel noch anonym weiterlebte, empfand ich eher beim Anblick der wie verwunschen daliegenden – da seit langem vom Hochwasser bedrohten – Rheinwiesen, deren alte ächzende Weiden mich „fröhlich beklommen“ machen konnten. Und wie tyrannisch sich die einmal verfestigten Erinnerungsbilder und -bahnen gegen neue Eindrücke zu behaupten suchen, registrierte ich schon in den folgenden Wochen. Doch erst Mitte der 80er Jahre nahm ich entschlossener die Spurensuche und -sicherung für meine Kindheit auf, zunächst überwiegend durch Photographieren der Örtlichkeiten, später verstärkt durch Besuche bei Altersgenossen und auch ehemaligen Lehrern.

*

Abgezeichnet hat sich bei meiner Erinnerungssuche bisher eine innere Verwandtschaft zwischen der im frühkindlichen Spiel geprägten Orientierung im Raum, zwischen Grundformen des Sozialverhaltens sowie spät erst entfalteten Interessen, Denkmustern und Problemstellungen. Zu erkennen gibt solch verdeckte Verbindungslinien zwischen unseren verschiedenen Lebensphasen niemals die episodisch sich zerstreute Erinnerung, sondern nur das strukturbewußte, rekonstruierende Sicherinnern, das (halb-)vergessene und nie recht verstandene Situationen oder Beziehungen erkundet und mit anderen verknüpft. Es könnte zu einem Gegenmittel sowohl gegen den Zerfall als auch gegen die Erstarrung unserer Lebensgeschichte werden. Dies nicht allein dank der gewonnenen Einsichten, sondern auch als mögliches neues Verhaltensregulativ. Bewußt zu verstärken in ihrer stabilisierenden Kraft wäre in meinem Fall – und gewiß nicht nur in meinem – vor allem die Einstellung, daß vieles nur aus der schützenden Distanz heraus zu betrachten und zu erforschen ist. Hingegen hätte man sich einige der zur Isolation neigenden Raumpositionen wieder abzugewöhnen, die eingeschliffenen Erinnerungsbahnen probeweise zu verlassen und sich auch den Zwangscharakter uns liebgewordener Denkfiguren klarzumachen.

Neben dieser aufklärerisch-rekonstruierenden Leistung des Erinnerns, das immer auch die von anderen geteilten Erfahrungen und Lebensräume aufzufri-

schen vermag, gibt es nun allerdings eine dunklere, narzißtisch getönte Tendenz, die Versuchung nämlich, sich in der Erinnerung wie in einem zweiten, kontemplativen Leben einzurichten und es in seiner selbstbezüglichen Geschlossenheit immer weiter zu perfektionieren. Was ist an dieser Versuchung? Ich denke, ihr sollte bewußt und kritisch nachgegeben werden. Steht hinter ihr doch ein gewaltiges libidinöses Reservoir, das um so mehr zu nutzen wäre, als es die früheste Antriebskraft für meine Erinnerungssuche als Errettung persönlicher Integrität gewesen sein dürfte. Denn zu den unvergeßlich großen Erfahrungen meiner Kindheit gehört die, wie ich im Alter von etwa zehn Jahren die triumphale Empfindung hatte, ja von der Gewißheit durchdrungen wurde, nicht sterben zu können! Ein schweres narzißtisches Wahngedühl, das in visionärer Selbstverständlichkeit, ohne Argumente und ohne Vorstellungsinhalte, sich beim Gedanken an den Tod einstellte und sich so auch längere Zeit in mir erhalten konnte. Ähnliches erfährt man von Zeit zu Zeit von anderen. Bei mir war es gewiß die extreme, doch angemessene Reaktion auf meine damalige seelische Krise, auf die Empfindung, mich noch stärker isolieren und mich vor allem auch meinen zudringlichen Eltern verschließen zu müssen.

Als bewußt und ausdauernd verfolgte reflexive Lebensthematik hat das Sich-erinnern keinen guten Ruf. Im praktischen Leben als Verplempern seiner Zeit bespöttelt, wird es auch intellektuell rasch als eskapistisch, egozentrisch oder eben narzißtisch diffamiert. Wie bei den anfänglich erwähnten seelischen Abwehrmechanismen und Einschüchterungen dürften hinter diesen Vorhaltungen durchweg Existenzängste stehen, die einen dazu anhalten, das einst Erlebte möglichst nutzbringend oder sinn- und identitätsstiftend in Erinnerung zu rufen: sei es allgemein als Erfahrungsschatz, auf den man zurückgreifen und aus dem man seine Lehren ziehen könne, sei es speziell etwa als Gegenstand therapeutischer Anstrengungen oder dadurch, daß es in Stunden zeremonieller Besinnlichkeit einem flüchtig erwärmenden Gemeinschaftsgefühl hingeopfert wird. Nicht minder verständnislos der beliebte, wie aufgeschlossene und erfahrungslustige radikale Gestus, sich von der eigenen Geschichte zugunsten des „produktiven Blicks nach vorn“ abzuwenden, so, als müßte das Aufdecken von Erinnerungsthemen und -strukturen unproduktiv bleiben. Auch diese Unempfindlichkeit für die eigene Kindheit und Jugend ist allemal eine Unkultiviertheit und darin eine Barbarei, daß sie all das fraglos gelten läßt, was einem widerfuhr, als man noch besonders beeindruckbar und oft nahezu wehrlos war.

Wie aber sollte ein Erinnerungsinhalt noch einer Kultivierung fähig sein? Muß er nicht das Schicksal der erinnerten Zeit teilen, die nun einmal in ihrer damaligen Gestalt nicht mehr existiert, nicht mehr umzuarbeiten und nur noch als ein inzwischen vielfach Überarbeitetes präsent ist? Ähneln nicht jeder Versuch, in eine längst verlassene Lebenssituation erinnernd einzudringen, um ihre Atmosphäre und die eigene Stellung darin kennenzulernen, dem Illusionstrick, wenn man beim Betrachten eines alten Photos, das ein uns wohlvertrautes Zimmer zeigt, den fixen Photocharakter mit einer Lupe zu überlisten, die Distanz des Be-

trichters aufzuheben sucht, indem man in langsamer schwanker Lupenfahrt allmählich das Gefühl einer räumlichen Anwesenheit im einst Photographierten gewinnen kann? Wäre die Annäherung in der Erinnerung nur so einfach! Der Blick durch die Lupe vermag zwar auf Augenblicke die Rahmung des Bildes und die Geschlossenheit des Ensembles zu verdrängen und so den Details ein Eigenleben zu verleihen, den Charme des lange unberührt, ja seit eh und je unbeachtet Geliebten, läßt dabei aber das Bildmotiv sichtlich intakt und stellt sich nur in der Tiefenschärfe von Detail zu Detail neu ein. Beim Erinnern dagegen – besonders an die Kindheit – finden wir oft nur verschwommene, verwischte, trübe oder fast zur Unkenntlichkeit verblaßte Bilder und Szenen in uns vor. Um sie festzuhalten und mitteilbar zu machen, ist statt der Lupe das unendlich komplexere Kunstmittel der Sprache einzusetzen, die das Erinnerungsbild und -empfinden dabei massiv überarbeitet und durch Wortwahl und Syntax aus dem Verschwimmenden unversehens etwas Festumrissenes macht. Dieses wird sodann erneut dadurch verändert und unvorhersehbar zerstreut, daß es als sprachlich Formuliertes übersetzt werden muß in das individuelle Vorstellungsvermögen des Lesers – und zu den Lesern kann schon bald der Verfasser der Erinnerungsbeschreibung selbst gehören, ist er doch nicht selten geneigt, diesem schon Ausformulierten mehr zu trauen als seiner späteren Erinnerung, die genau so authentisch ist, aber eben schon stärker verblaßt sein dürfte.

So weit ich sehe, gibt es noch keine Untersuchungen dazu, was bei der Wiedergabe von Erinnerungen zu beachten ist oder welche Beschreibungsformen erst noch zu entwickeln wären. In empirischen psychologischen Studien wird wohl gezielt etwa nach dem Einfluß der Stimmungen auf das Gedächtnis geforscht, nach Erinnerungsstrategien, den (Re-)Konstruktionsleistungen des Erinnerns und allenfalls nach gängigen sprachlichen Mustern bei der Erinnerungselaboration gefragt, nicht aber danach, was schon die mündliche oder schriftliche Wiedergabe aus dem Bewußtseinsinhalt ‚Erinnerung‘ macht und inwiefern deshalb jeder Befragte sich zuvor noch über seine Beschreibungssprache Klarheit zu verschaffen hätte. Auch die Autobiographien von Literaten sind hier durchweg unsensibel und verfälschen den Charakter von Erinnerungen, indem sie daraus, nach allenfalls stockendem Beginn für die früheste Kindheit, sehr bald schon flüssige Erlebnisberichte und urteilssichere Darstellungen machen. Im Grunde wollen sie ja auch nicht jene oft undeutlichen, sich rasch verflüchtigen oder offenbar in einer späteren Perspektive überarbeiteten Erinnerungsszenen und -bilder als solche wiedergeben, sondern die mehr oder minder kämpferische, jedenfalls profilierende Bewegung eines Lebenslaufs inmitten seiner Zeit schildern. Selbst unser dichterischer Genius des Sicherinnerns, Marcel Proust, der wie in Trance stundenlang unbeweglich vor einem verheißungsvollen Objekt oder in einer bestimmten Körperhaltung verharren konnte und auch deshalb wie kein anderer das körpergebundene Aufsteigen der Erinnerung ins Bewußtsein festzuhalten vermochte, beschreibt zwar noch minutiös die (beseligen) *Empfindungsinhalte* der evozierenden wie der evozierten Situation, läßt aber die an-

deren Erinnerungsinhalte nur kunstvoll überarbeitet zur Erscheinung kommen: als sprachlich opulent arrangierte Szenen und Schauplätze, die mit einem Schlage, tatsächlich wie eine der auch in unserer Kindheit noch zu bestaunenden, in einer Jakobsmuschel embryonisch verborgenen japanischen Szenerien, dann wundersam entfaltet als Texte vor einem liegen.

Man müßte es daher einmal anders machen und für seine Erinnerungen, insbesondere an die frühe Kindheit, eine Beschreibungstechnik wählen, die nicht narrativ, sondern fragmentarisch ausgerichtet ist, in der sich die Szenen und Momente also unvermittelt einstellen können, sinnindifferent bleiben dürfen und sich auch als unentzifferbar wieder schließen könnten. Nur so, begleitet von einer typographisch abgesetzten Kommentarsprache, die sich aus der Perspektive des Erwachsenen auch verborgenen Motiven und Strukturen zu widmen hätte, könnte man sich ungestört, ohne auf szenischen Zusammenhang und Plausibilität Rücksicht nehmen zu müssen, dem Verwischten, so oft fragwürdig Bleibenden und rätselhaft Polyperspektivischen der Erinnerungen zuwenden. Dabei empfiehlt es sich, für die besonders heikle Erfassung der Kindheitserinnerungen nur das Präsens zu gebrauchen. Wie man nach wenigen Selbstversuchen bemerken kann, schärft es in seiner aufreizend paradoxen Präsenzbehauptung den Sinn für all das, was aus der Perspektive des erwachsenen Verfassers einzufließen droht. Der Gebrauch des Präteritums schläfert einen hierbei viel zu leicht ein, gerade der dadurch eingestandene (zeitlich-)geistige Abstand läßt viel eher Vokabular und Urteilsvermögen aus der späteren Zeit einfließen – eine mentale Distanzierung, die erklärt, wieso ich umgekehrt das Präteritum unwillkürlich immer dann verwenden möchte, wenn ein mir besonders unangenehmes Erlebnis zu schildern ist.

Was wäre noch bei der sprachlichen Wiedergabe von Kindheitserinnerungen zu beachten? Als Beispiel für eine *serielle* Erinnerung, die auf oft wiederholten Aktivitäten beruht und entsprechend vage oder wie entleert erscheinen kann, rufe ich eine Ortserinnerung aus der Zeit um 1955 auf, als ich ungefähr zehn war. Und zwar den Hofeingang zur Wohnung meines Spielkameraden Wolfgang, ungefähr 200 Meter vom Hause meiner Großeltern entfernt:

Der Hofbereich mit der Hintertür des Hauses ist aus etwa zehn, zwanzig Metern zu sehen, zusammen mit den dunklen Massen der links und rechts angrenzenden Häuser. Mein Blick konzentriert sich sodann unwillkürlich auf Tür und Steintreppe, nun aus wenigen Metern Entfernung betrachtet, wobei sich jetzt lebhaftere Szenen einstellen: wie wir nämlich auf der Treppe Karten spielen („Siebzehn und vier“, fällt mir dabei ein), wie wir dort sitzend Comics lesen - wobei ich weiß, daß ich hier anhalten und mir mögliche Serientitel vergegenwärtigen könnte - oder wie wir dort nur sitzen und darauf warten, daß Wolfgang endlich mit dem Essen fertig ist.

Die Dramaturgie der Blick- und Szenenwechsel stimmt in etwa, Bildränder und -tiefe, Raum- und Präsenzgefühl aber wären aus dieser Beschreibung nicht wiederzuerkennen. Die Distanzangabe in Metern kam erst nach einer zusätzlichen,

äußerlich abschätzenden Überlegung zustande, bleibt jedoch, als Raumentiefe, für dieses erste eröffnende Erinnerungsbild unerheblich. Wichtiger bei diesem Ausgangsbild ist das Raumgefühl, die Empfindung der „dunklen Massen“ zu beiden Seiten. Daß es „Häuser“ einer Siedlung sind, weiß ich dabei, habe es aber so nicht vor meinem inneren Auge, finde dort – bei der Wiederholung – entweder nur Dunkelheit vor oder, bei stärkerer Konzentration darauf (wobei der Blick allerdings leicht zur Seite hin verrückt werden muß) hellgraue, zart strukturierte Häuserschemen. Das Wort „Häuser“ dürfte so also nicht gebraucht werden, erst recht nicht „angrenzen“, da kein Übergang von der Dunkelheit zum Hof- und Treppenbereich hin auszumachen ist. Auch sehe ich dann keine „Steintreppe“, sondern etwas Treppenartiges (undeutlich, ohne Stufengliederung), von dem ich nur beiläufig weiß, daß es aus Stein ist. Was wir da auf der Treppe lesen, dürfte ich nicht mit dem Fachbegriff „Comics“ bezeichnen, es waren für uns „Hefte“ oder vielmehr „Heftchen“, die wir immer schon nach ihren Serienhelden wie „Sigurd“ oder „Kleines Adlauge“ benannten. Wer eigentlich noch zu der Angabe „wir“ gehört, bleibt unbestimmt, kein weiterer Spielgefährte ist auch nur umrißhaft zu erkennen. Eingestellt hat sich lediglich das Gefühl, daß beim Warten auf Wolfgang noch ein anderer Junge mit mir zusammen dasitzt. „Ich“ selbst fühle mich zunächst nur in der Perspektive dessen, der sich dem Ort annähert, präsent, werde danach aber merklich eingebunden in die Szene: Beim Kartenspiel sitze ich unten auf der Treppe und habe mich jemandem zugewandt, während ich beim Lesen wie auch beim Warten auf der obersten Stufe bei der Tür sitze, die ich deutlich in meinem Rücken spüre.

Detailreicher und in ihrer szenischen Anschaulichkeit vielleicht leichter wiederzugeben ist eine *singuläre* Geschehensabfolge aus dieser Zeit, der abendliche Feldzug gegen die benachbarte Siedlung:

Wir stehen, den Garten meiner Großeltern im Rücken, dicht beisammen. Längeres angespanntes Abwarten und Hinüberschauen schräg nach links über ein breites Feld hin. Ein neben mir stehender Junge nimmt auf einmal sein Stirnband aus Wellpappe ab und betrachtet wortlos eine Delle: ein Stein aus einer Zwillie hat ihn dort getroffen. Nun sind wir dicht an die feindliche Siedlung herangerückt; Fackelschein im Hintergrund. Während unseres Rückzugs eine einzelne Kampfhandlung: Unser Anführer schlägt einem Gegner, der ihn von hinten umklammert, mit meinem hölzernen Tomahawk - ich habe es ihm heute ausgeliehen - einigemal kräftig auf den Rücken oder in die Seite. Wir werden dann wohl nicht mehr weiter verfolgt.

Diese Episode gehört zu den wenigen meiner Kindheit, die noch halbwegs narrativ, in zusammenhängender Abfolge wiederzugeben sind. Dennoch stellt sich mir beim Wiederlesen diese abendliche Szenenabfolge weit flüssiger und klarer dar als in meiner Erinnerung. Zunächst wäre erneut anzumerken, daß auch in diese Wiedergabe Anachronismen und externe Informationen eingeflossen sind. Es war zwar „Wellpappe“, doch kannten wir den Terminus nicht, nur die Nutzbarkeit dieser Pappe fürs Einstecken von Gänsefedern. Die Zwillie hieß bei uns

„Fletsche“ und das Tomahawk wohl noch „Indianer-“ oder „Kriegsbeil“. Daß es aus Holz war, stimmt, spielt jedoch in meiner szenischen Erinnerung keine Rolle, versteht sich dort gewissermaßen von selbst. Doch sind dies soweit nur Ungenauigkeiten bei der Wortwahl, die leicht zu korrigieren wären. Anders die starke Anschaulichkeit, die vor allem durch den Gebrauch von Substantiven suggeriert wird. So dürfte ich eigentlich nicht einmal von einem „Beil“ sprechen, denn ich sehe es nicht mehr, sehe nur noch schemenhaft die wilden Schlagbewegungen – weiß freilich, daß sie mit meinem Beil ausgeführt werden. Auch kann ich nicht erkennen, daß „wir“ da stehen, habe nur das Gefühl, daß mehrere „von uns“ sich in unmittelbarer Nähe befinden. Und noch eine unscheinbare Gedankenlosigkeit: Der Garten, der da kaum beachtet in unserem Rücken liegt, ist nicht der „meiner Großeltern“, sondern der von „Oma und Opa“. Mit dieser kindlichen, mich immer noch fröhlich und erleichtert stimmenden Anredeform verändert sich mir auch dieser Garten selbst, gewinnt etwas von einem Refugium und macht zugleich darauf aufmerksam, daß sich ausgerechnet diese Gartenszene als Ausgangsbild der Kampfaktionen festgesetzt hat (von der ganzen Vorgeschichte ist mir nichts mehr erinnerlich).

Was also tun? Neue Beschreibungsformen für diese weithin schemenhaft bleibenden Vorgänge entwickeln, für das vage Raum- und Selbstgefühl und die meist nur partiell einzulösenden Wortbedeutungen? Wäre das nicht übertrieben? Ist es nicht eher so, daß bei der Wiedergabe von Erinnerungen einige fundamentale Unzulänglichkeiten der Sprache nur besonders kraß hervortreten? Wird nicht schon syntaktisch durch die Zuordnung von Subjekt und Prädikat sowie semantisch durch die immer nur mehr oder minder fest umrissenen Bedeutungsinhalte der Wörter ein von vornherein widersprüchliches Gebilde vorgelegt, das sich wohlgeordnet gibt und auf das gleichwohl die Vorstellungskraft eines jeden Lesers anders ansprechen muß? Und ist diese doppelte Ungenauigkeit nicht der Preis für eine weithin mögliche Allgemeinverständlichkeit? So daß man die besonders sinnfällige sprachliche Brutalität bei der Wiedergabe von Kindheitserinnerungen allenfalls durch eine „perspektivisch“ bewußte Darstellungsweise dämpfen könnte? Reflektiert und schlicht zugleich hätte ihre Sprache zu sein, müßte sich vor allem im Vokabular und auch im Satzbau auf die mentale Einfalt der erinnerten Lebenszeit und deren Vokabular einlassen. Dies um so inniger, als die weithin verklungenen Bezeichnungen, etwa die wechselnden kindlichen Anredeformen für die Eltern, ihrerseits eine erinnerungsträchtige Magie bewahrt haben dürften.

*

Nach all diesen Vorüberlegungen begann ich sogleich, meine Kindheitserinnerungen systematisch aufzuzeichnen. Wo sich etwa eine (räumlich-)serielle Erinnerung anbot, war sie als solche beschrieben, doch unter Beachtung der in ihr

sich anmeldenden Einzelszenen, die – wie zuletzt das Kartenspielen oder die Lektüre unserer „Heftchen“ – noch hinsichtlich ihrer möglichen Eigenständigkeit zu betrachten waren. Dabei zeichnete sich schon bald ab, daß die Unterscheidung zwischen serieller und singulärer Erinnerungsszenerie eher idealtypischen Charakter hat, daß unterschiedliche Einzelerinnerungen den einen seriellen Hintergrund immer wieder durchscheinen lassen können und daß umgekehrt so mancher Impuls, der von einer seriellen Erinnerung ausgeht, dann doch nicht mehr szenisch lebendiger einzulösen ist, vielmehr eingebettet bleibt in jenen umfassenderen Wahrnehmungshintergrund, der, immerhin, so noch letztes schwaches Zeugnis von dem Verschollenen ablegen kann.

Seriellen Grundcharakter mit singulären Einlagerungen haben übrigens auch jene großen schematischen Raumerkundungen, in denen ein zentraler Lebensbereich wie mit einer inneren Kamera abgefahren werden kann und der Blick zugleich, wie besonders deutlich für mein frühkindliches Rondell zu sehen war, von Einzelszene zu Einzelszene gleiten oder hüpfen mag. Gewiß sind die Wohnbereiche in späterer Zeit längst nicht mehr so wichtig wie in der frühen Kindheit, als wir noch, mehr oder minder unter Aufsicht, fester an die häusliche Umgebung gebunden blieben. Und doch haben sich selbst dann noch regelmäßig Phantasieszenen angelagert, in denen auch die fundamentalen seelischen Konflikte des jeweiligen Zeitraums ihren Ausdruck fanden. Wie überhaupt die Phantasie bei der Erinnerungsbildung und der gleichzeitigen (unbewußten) Interpretation des Erlebten eine so diskrete wie eminente Rolle spielt.

ZUR DARSTELLUNGSTECHNIK

Meine Kindheitserinnerungen¹ zeichnete ich in einer chronologischen Anordnung auf, die so locker gehalten war, daß ich immer wieder zu thematischen Gruppierungen übergehen konnte. Viele beiläufige Szenen und Empfindungen nämlich wären ohne solche Sammelpunkte wie „Kinofilme und Kinos“ oder „Kleines ABC der Süßigkeiten“ überhaupt nicht mehr zur Erinnerung gekommen. Diese Anordnung hatte den Vorteil, daß sie frei von Verknüpfungszwängen war und vor allem den Fragmenten aus früher Kindheit am besten gerecht wurde. – Für die Großgliederung in Zeiträume hielt ich mich an unsere Wohnungswechsel.

Bei der Erinnerungsarbeit stützte ich mich immer auch auf Photographien. Sie waren meist ziemlich genau datierbar, ermöglichten in ihrem realistischen Detailreichtum allerdings oft kaum mehr als ein Wiedererkennen, das nur gelegentlich Erinnerungen im engeren Sinne freisetzen konnte. Den vielen fehlten, ver-

¹ Horst Fleig, *Odyssee in die Kindheit. Selbstversuch zur Erinnerungsbeschreibung* (2., stark veränderte Aufl. bei „Books on Demand“ (Norderstedt 2006); 263 S., ISBN: 3-8334-4517-3. Der vorliegende Essay enthält die Vorüberlegungen und Nachbetrachtungen zu jenen ausführlichen autobiographischen Aufzeichnungen.

wischten oder fragmentierten Erinnerungsbildern suchte ich in meiner Beschreibungssprache möglichst nahe zu bleiben, fand die Szenen aber oft schon mit Vokabular aus einer deutlich späteren Zeit belegt, und sei es nur mit einer so simplen technischen Bezeichnung wie „Ofenklappe“, die ich als knapp Dreijähriger vermutlich noch nicht kannte, aber in meinem Erinnerungsbild als solche, funktionell, vor Augen habe. In derartigen Fällen versuchte ich keine künstliche Naivität zu entwickeln, zumal solche sprachlichen Überarbeitungen durchaus erst in späterer Kindheit oder Jugend erfolgt sein dürften (allenfalls kennzeichnete ich ein mir damals zweifellos nicht geläufiges Wort durch Spitzklammerung). Ein nützlicher Schutz hingegen vor gedankenlosen und unnötigen Anachronismen wie den abstrakten Bezeichnungen des Erwachsenen war der erwähnte Gebrauch des Präsens, das ebenso wie die wechselnden kindlichen Anredeformen für die Eltern oder wie ein schlichter Satzbau die Aufmerksamkeit auf die Perspektive des Kindes wachhielt. Ich mochte mir damit freilich noch so viel Mühe geben, so war es doch selbstverständlich immer der Erwachsene, der seine Erinnerungen beschrieb und auch die Beobachtungen des Kindes nun gemäß seinem weit entwickelteren Sprachgefühl vortrug.

Reflexionen über das Erinnerte oder auch ergänzende Bemerkungen Dritter hob ich von dem eigentlichen Erinnerungstext typographisch deutlich ab.

*

Als ich im Alter von 48 Jahren mit der Niederschrift begann, erwartete ich für die Zeit meiner Kindheit, das heißt bis zum Übergang aufs Gymnasium im Frühjahr 1955, ein Manuskript von ungefähr 50-80 Seiten Umfang (es wurden bis dahin, in der ersten Niederschrift, an die 400 Seiten)! Und hätte zu Beginn nicht für möglich gehalten, daß ich mich auch noch für meine späte Kindheit und Jugend interessieren würde, meinte ich sie doch durchweg verständig durchlebt und in den Grundzügen begriffen zu haben. Wie gegen meinen Willen wurde ich überdies immer stärker zu einem zusammenhängenden Erzählen hingerissen, gegen das ich mich bestens gewappnet glaubte. Die Erinnerungsbeschreibungen meiner Jugendjahre (ab dem 14. Lebensjahr), die sich schließlich kaum mehr vom Sprache und Einschätzung des Erwachsenen unterschieden, berücksichtigte ich deshalb nur noch dort, wo sie für die grundsätzlichere Erinnerungsthematik von Belang waren.

FAZIT UND AUSBLICKE

Vieles ist in diesen Aufzeichnungen, die ich als psycholiterarischen „Selbstversuch“² verstand, für mich zum erstenmal überhaupt zur Sprache gekommen. Damals, als das Kind es erlebte, mochte es nicht oder nur lakonisch darüber sprechen und wußte sich kaum einmal jemandem anzuvertrauen. Hätte es damals davon erzählen können, wäre alles dadurch in ein bestimmtes Licht gerückt, von den Reaktionen der anderen berührt und bald schon in meiner Erinnerung mit deren Stellungnahmen verbunden, angereichert und umgewandelt worden. Heißt dies nicht umgekehrt, daß all das, was erst jetzt zu Wort kam, so armselig und relativ zurückgeblieben es angesichts der vertanen Gespräche oft auch sein mag, sich noch unverfälscht in mir halten konnte? Selbst wenn dies, wie ich meine, auf eine Reihe von Erlebnissen zutrifft, so wurden sie doch schon während der Erinnerungsbeschreibung seelisch neu integriert, indem sie sich sogleich meinen späteren, seitdem gemachten Lebenserfahrungen zu stellen hatten. So sehr ich auch durch Perspektive und Vokabular des Kindes das Bescheidwissen des Erwachsenen zu unterlaufen und nach Möglichkeit nichts hineinzulesen suchte in diese Bruchstücke und Episoden, die ja allererst behutsam aufzulesen und zu sichern waren, so unvermeidlich mußte ich doch alles zugleich in einem nie dagewesenen Zusammenhang betrachten: Je besser ich mich wieder hineinfinden konnte in eine bestimmte Lebenssituation, desto mehr schärfte sich der begleitende interpretierende Blick des Erwachsenen, der sich immer genauer orientieren konnte, dies und das zu durchschauen begann und bald auch die eine oder andere Verhaltenskonsequenz zu registrieren hatte. Und wie sich das weitere Wissen des Erwachsenen um die erinnerten Szenen und das kindliche Selbstbewußtsein lagerte, so schlugen auch die Erkenntnisaffekte des Erwachsenen, vor allem Bestürzung und Entzücken über das Entdeckte, durchweg schon in den Moment der erinnernden Rekonstruktion ein – noch bevor es in typographisch abgesetzter Schrift kommentiert und näher untersucht werden konnte. Anders als in der poetisch überhöhten Erinnerungstechnik Prousts waren mir außerdem Wiederersterstehungserlebnisse des damaligen Ich nicht vergönnt (oder doch nur mit merklich halluzinatorischem Einschlag). Immerhin wurden die vielen unterschiedlichen Lebensmomente, mochten sie mir noch so ursprünglich oder wie festgewachsen auf ihrer jeweiligen Alters und Bewußtseinsstufe vorkommen, durch meine schriftliche Erinnerung zum erstenmal systematisch zueinander geführt, wurden gemeinsam, wenn auch sukzessive, ins Bewußtsein des Erwachsenen gehoben.

Was ist dabei mit ihnen und mit mir geschehen? Bin ich mir wirklich, wie ich mir während dieses Erinnerungsmarathons so manches Mal leise vorsagte, zum erstenmal deutlich geworden, da sich doch so viele verschollene oder versprengte Lebensmomente wieder in mir, in meinem Bewußtsein zusammenfan-

² Horst Fleig, *Odyssee in die Kindheit*, a.a.O. (Fußnote 1), S. 41

den? Aber ist dafür nicht doch schon zu vieles unwiderruflich abgesunken, vor allem aus meinen ersten Lebensjahren? Und hätte ich mich bei einer wirklich fundamentalen Selbsterkenntnis nicht spektakulärer verändern müssen in diesen Jahren meiner Erinnerungsbeschreibung? Oder steht mir jetzt erst, nach Abschluß meiner Erinnerungen, noch einiges bevor, seitdem ich nicht mehr bemüht sein muß, als Instrument der Selbstbeobachtung möglichst ungerührt und ungetrübt zu bleiben? Daß ich mich während dieser Aufzeichnungen tatsächlich rigide beherrscht haben muß, obgleich ich mir manches von der Seele redete, ging mir an einer ungewöhnlichen emotionalen Disziplinlosigkeit auf, nur Tage bevor ich zu diesem ‚Epilog‘ ansetzte. Zum zweitenmal überhaupt, seit ich ungefähr zehn war, brach ich über mich selbst in Tränen aus, als ich nämlich wieder von einer Fahrradtour nach Freiburg las und dabei bemerkte, wie eifrig ich als Vierzehnjähriger meinem Vater, der mich gewiß schon damals zu mißhandeln pflegte und mich in Freiburg dann mit schmerzverzogenem Gesicht fotografierte, zu helfen bemüht war: „Rhythmisch wippe ich beim Pedaltritt mit nach vorn, damit wir schneller werden ... Wenn eine Anhöhe kommt, hebe ich mich ein wenig aus dem Sattel, um mich für Papa leichter zu machen.“³ So manches Mal schon hatte ich mich daran erinnert, aber immer nur leicht amüsiert über das Wunderliche meiner damaligen technischen Vorstellungskraft, während ich jetzt erschüttert wurde durch eine kindliche Aufmerksamkeit, die ich intuitiv als Ausdruck eines Verbens verstand, von dem ich nichts mehr wußte und weiß, weil es so gründlich niedergeschlagen worden war. Der Kehlkopf über dem Adamsapfel tat mit weh, so heftig mußte ich schluchzen – und mußte sogleich lachen, als ich bemerkte, daß ich dieses tiefe und brustbreite Schluchzen aus dem unmittelbar zuvor von mir gesehenen Film ‚Esel Balthasar‘ von Robert Bresson übernommen hatte, das Notgeschrei dieses Esels, der mir unwillkürlich zum Stellvertreter meiner stummen Kindheit geworden sein muß.

Ein solches Beschluchzen des eigenen früheren Unglücks unterscheidet sich, als Erkenntnisaffekt, von dem Weinen, das der Knabe früh zu unterdrücken lernte. Nicht zu weinen, war damals der letzte Halt des Geschlagenen, verschaffte ihm die Gewißheit, sich nicht ergeben zu haben und auch weitere Demütigungen ertragen zu können. Sicherlich hatte ich mich anfänglich noch spontan gegen meinen Vater aufgelehnt und zeigte auch als schon Eingeschüchterter noch gelegentlich offen meine Empörung. Im Laufe der Zeit aber unterdrückte ich nicht nur diesen Impuls, in Tränen auszubrechen, sondern erlernte im Elternhaus eine umfassendere emotionale Blockade, indem ich auch meine Bekundungen von Freude und Interesse zu dämpfen wußte, um nicht die nächstfällige Bestrafung darauf zu lenken. Und suchte überhaupt meine Anwesenheit so unauffällig wie möglich zu machen, eine Rückzugsstrategie, die ich dann als Neun- oder Zehnjähriger klaglos beherrschte. Es war wirklich aussichtslos, ich konnte nur versuchen, durchzuhalten und möglichst empfindungslos zu werden.

³ a.a.O., S. 20

Jenes Krampfschluchzen des Erwachsenen hat für mich, meine eigene Person, weiterhin etwas existentiell Ungehöriges. Ich muß es mir darum wiederholen: Es ist schon deshalb kein Verrat an der emotionalen Verslossenheit des Kindes, weil es eben der Entdeckung entsprang, wie sehr ich damals noch um die Zuneigung meines Vaters bemüht war. Affekt und Intellekt waren im Augenblick der Erschütterung einander ebenbürtig und ließen mich in das Innerste des Kindes blicken. Wann ich später in meinem Bemühen um die väterliche Zuneigung resignierte, ist nicht zu entscheiden. Vielleicht erst unmittelbar vor meiner Einschulung, bei einem Schlag ins Gesicht, den ich für mein mißglückendes kleines „i“ erhielt und an den ich mich deshalb als an den ersten Schlag überhaupt erinnere. Vielleicht aber erhielt sich noch über Jahre hin ein Hoffnungsschimmer in mir. Wie auch immer, diese Szene, wie ich als Viereinhalbjähriger dort vorn auf dem Fahrradsitz so bemüht bin, ist schon ein gründlich verzweifelttes Unterfangen: Entgegen der Heiterkeit, die ich dabei in der szenischen Erinnerung des kleinen Erfinders verspüre, läßt sich ja dieses Bemühen, dem Vater meine körperliche Last nicht mehr spürbar werden zu lassen, schon als ein erstes Angebot zu jener Selbstreduzierung verstehen, die ich dann im 11. Lebensjahr nahezu kaltblütig beherrschte – um ungefähr zu diesem nun lebensbedrohlichen Zeitpunkt mit meiner persönlichen Nichtsterblichkeitsvision darauf zu antworten. Dieses „schwere narzißtische Wahngefühl“ war freilich weit mehr als „die extreme, doch angemessene Reaktion auf meine damalige seelische Krise, auf die Empfindung, mich noch stärker isolieren und mich vor allem auch meinen zudringlichen Eltern verschließen zu müssen“.³⁾ Es war ein Fanal der Empörung und des Triumphes zugleich, hob mich hinaus über die mir auferlegte und immer weiter noch zu perfektionierende stumme Selbstverleugnung. Ein Trotzgefühl der Unzerstörbarkeit, das bei dem Lebensbedrohlichen meiner Isolation zwar bedenklich euphorischen Charakter hatte, mir als Kind gleichwohl Lebensmut machte und versprach, daß ich den längeren Atem haben sollte.

Ich spielte denn auch nie ausgiebiger mit dem Gedanken, mich umzubringen. Als Kind beschäftigten mich zwar Phantasien, umgekommen zu sein, besonders im Opfertod für andere, doch kreisten sie um die bekannte archetypische Vorstellung, am eigenen Grabe den verzweifelten reuigen Eltern zuzusehen. Ernster zu nehmen sind einige verkappte Selbstauslöschungsphantasien, die ich unter den wenigen Erinnerungen aus meiner frühen Kindheit finde. Da ist zunächst die Vorstellung, die ich als Vier- oder Fünfjähriger mit einem bei der Großmutter gehörten Liedchen verband: „’Eia, popeia, schlag's Küchelchen tot. Es legt keine Eier und frißt unser Brot.’ Ich sehe mich dabei in Omas Hof stehen und zu Opas Stall hin blicken, in dem sich Hühner, Küken und Kaninchen befinden. Das Lied ist mir unheimlich, besonders die Begründung für das Totschlagen.“⁴ Daß ich mich insgeheim mit diesem nutzlosen und bedrohten Küken identifizierte, dürfte mich dann zu der Gegenphantasie getrieben haben, Gras wie eine Kuh zu fressen, um so Milch geben zu können. Und auch der tiefe Trost, den ich bei Mutters

⁴ a.a.O., S. 32

Lied vom ‚*Heidschi-Bum-Beidschi*‘ empfand, wäre demnach durch „mein“ Verschwinden motiviert, das in diesem Lied besungen wird. War ich nicht einverstanden mit diesem Ende, das mir eine andere, „himmlische“ Existenz versprach? Fühlte ich mich nicht deshalb bei diesem erbärmlich konfusem Lied so unaussprechlich wohl und geborgen, weil ich mir nichts sehnlicher wünschte?

Das alles ist längst noch nicht ausgestanden. Zu tief sitzt noch die Empörung darüber und über einige andere Personen und Institutionen, denen ich nichts nachsehen will. Zu heftig ist auch die Enttäuschung über gewisse eigene Entwicklungen und Verhaltensweisen, nicht zuletzt über eine unmerklich sich verfestigende Ohnmacht, die es mir bald kaum mehr gestattete, mich zu stellen und von dem zu sprechen, was mich betraf. So daß ich mich immer besser zu entziehen und zu verstellen lernte, die Schwindeleien auch etwa auf das Schulleben übertrug und nahe daran war, außer bestimmten Exerzitien der Virtuosität überhaupt nichts mehr gehörig kennen und schätzen zu lernen. Noch im Verhaltensstil der *DISTANZ*, der einem ja erlauben soll, so lange wie möglich urteilsfähig und gerecht zu bleiben, ist vieles von der frühen Flucht und Verstellung zurückgeblieben. Ja, in dieser Distanzhaltung, deren Wert für den früh sich heranbildenden theoretischen Blick wiederholt hervorzuheben war (vgl. etwa S. 12), verschärfte sich zugleich eine Berührungsscheu oder vielmehr -feindlichkeit, die sich allen Verbindlichkeiten und Festlegungen der eigenen Position widersetzt, sich zugunsten der weiteren genaueren Beobachtung und zuletzt der eigenen (schriftlichen) Ausdrucksformen auf keine weiteren Sprachregelungen und nur ausnahmsweise einmal auf ein Gespräch einlassen mag. So daß es schließlich kaum mehr möglich wird, von gewissen Charakterzügen, die sich in dieser Distanz verfestigen mußten, noch freizukommen. Sarkastisch registrierte ich so unmittelbar nach jener ersten Rückkehr von 1976 eigene „tiefsitzende Einschüchterungen, mit denen man auf anderen Gebieten zuletzt spielerisch fertig werden konnte“, die mich aber „hier und dort ... wieder ungeniert angrinsen“. Notierte freilich zugleich, daß „der individuelle Verhaltensstil ... <sich> den Myriaden von Halbherzigkeiten und Vorläufigkeiten verdankt, ohne deren Schutz man es nirgendwo länger ausgehalten hätte, den man nun aber nicht mehr abzuschütteln weiß“. Damals, mit 31 Jahren, wünschte ich noch, den derart verfestigten Verhaltensstil aufbrechen zu können, zweifelte aber schon unter dem Eindruck jener Rückkehr am Gelingen und glaube inzwischen zu wissen, daß es eine unendliche Aufgabe wäre; eine, die überdies zu einer weit krasserem Selbstentfremdung führen könnte, zu einer lebensgeschichtlichen Neutralisierung, da mit dem Ablegen der alten eingespielten Reaktionsformen und Tics auch die letzten fraglosen Verbindungswege zu einem selbst zerstört werden müßten.

Die Preisgabe eines solchen Selbstentwurfs, der einem ein Höchstmaß an forscher Unbefangenheit gewähren könnte, wäre demnach keine Resignation, sondern die Anerkennung eigener und fremder Individualität als einer ebenso kostbaren, lebensgeschichtlich erworbenen wie geschlossenen, im Grunde irre-

versiblen Form der Existenz, also unserer Endlichkeit. Speziell die Berührungsscheu, die sich auch offen als Berührungsfeindlichkeit erklären mag, ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Mag sie auch schlimmen frühen Erfahrungen entsprungen und darin unfreiwillig gewesen sein, so hat sie doch offenbar ihren defensiven Erkenntnischarakter der Vorsicht und des Vorbehalts weiterentwickeln können, hat es erlaubt, den theoretischen Blick heranzubilden und hat ihn immer noch skrupulöser werden lassen. Ihr seelischer Ausdruck, die Überwindung, die es kostet, mit jemandem ein intensiveres persönliches Gespräch zu führen, ist jedoch mitunter skurril. Immer wieder erlebte ich dies, wenn es galt, alte und sogar in freundlicher Erinnerung behaltene (Klassen-)Kameraden nach Jahrzehnten anzurufen und einen Besuchstermin auszumachen. Im Laufe meiner Recherche habe ich viele derartige Besuche absolviert und dabei nie ein eklatantes, jedenfalls kein mir peinliches Scheitern erlebt. Wieso dann bis zuletzt noch diese Scheu, von der ich manchmal den Eindruck gewann, daß sie sich noch verstärkt hatte? Lag es daran, daß ich immer mehr über unsere gemeinsame Vergangenheit niedergeschrieben hatte und mir deshalb beinahe wie ein Besserwisser und sogar potentieller Verräter dessen, was ich nun erfahren würde, vorkommen mußte? Dabei beugte ich doch der Indiskretion schon bald dadurch vor, daß ich die Namen der Personen, insbesondere derer, die mich über Dritte unterrichteten, durch eine „X-Y-Z“-Abfolge von Buchstaben anonymisierte. Jene Scheu vor dem Wiedersehen mußte deshalb noch tiefere Gründe haben und gehörte womöglich zu den seelischen Abwehrpraktiken, die sich gegen das Zurückkommen und gegen die mit unserer Gegenwart rivalisierende Vergangenheit richten (vgl. S. 2f. und 14). Und wenn schon. Wer sich dann doch noch selbst überwinden kann, hat einen solchen Respekt vor dem großen Zeitenabstand gewonnen, daß er dieses einmalige Wiedersehen nicht vertun und sich gehörig darauf vorbereiten wird.

Wie illusorisch jener Wunsch nach einer tiefgreifenden persönlichen Veränderung ist, glaubte ich nicht nur an mir selbst erfahren zu haben, sondern auch an den ehemaligen Weggefährten. Trotz aller möglichen äußeren Veränderungen und der unvorhersehbaren Lebenswege meinte ich sie durchweg in ihrer Wesensart wiedererkannt zu haben und stieß nur selten einmal – immerhin! – auf einen Zug, den ich als bewußte Weiterentwicklung, als Steigerung oder auch als Ausdruck einer massiven Selbstkorrektur hätte deuten können. Enttäuscht war ich besonders darüber, daß kaum einer über die in unserem Gespräch berührte Zeit, über sich selbst und seine Erinnerungen im Sinne einer biographischen Kontinuität oder auch Abweichung und Neuorientierung Rechenschaft zu geben wußte; daß zwar nahezu jedermann glaubte oder doch glauben zu machen suchte, sich unendlich weit von seinen Anfängen fortentwickelt zu haben, für mich jedoch eben derselbe geblieben war – und zwar stumm und bewußtlos, beinahe wie eine Marionette seiner Vergangenheit, mit der er so gut wie nichts mehr meinte anfangen zu können. Auch die Gedächtnisstärksten waren in der Kenntnis und Re-

spektierung der eigenen Lebensgeschichte in der Regel weit zurückgeblieben, anscheinend ohne Ahnung um Ausmaß und Wert ihrer frühen Erfahrungen oder um das, was seitdem von den eigenen Möglichkeiten alles hatte auf der Strecke bleiben müssen. Dabei war jedermann mittlerweile längst über das Alter hinaus, in dem es noch um die Grundsicherung der bürgerlichen Existenz gehen mochte.

Auf der Rückfahrt von meinen Besuchen wurde mir wiederholt das Herz schwer. Erneut hatte ich die Empfindung, als wäre bei jemandem, den ich einst schätzte, ein zentraler Lebensabschnitt seit langem schon abgestorben und als hätte ich, der ja als einstiger Weggenosse mit zu dieser verschwundenen Erinnerungssphäre gehörte, für immer einen wichtigen Zugang zu mir selbst verloren.

*

Nach der Niederschrift dieser letzten Beobachtungen skizzierte ich noch einige Punkte des Folgenden, machte mich dann das bis dahin ausgesparte Kapitel über meine Zeit bei den Pfadfindern und stellte bald danach, wunderlich deprimiert, die Arbeit für längere Zeit ein.

Allerdings hatte ich ja meine Erinnerungen an Kindheit und Jugend soeben erst vollständig zu Papier gebracht. War ich bloß erschöpft oder wie ausgeschrieben? Und glaubte ich die Weggefährten eigentlich erst jetzt verloren zu haben, nachdem ich sie in der Erinnerungsbeschreibung unseres gemeinsamen Milieus und in dem meist nachfolgenden Gespräch besser einzuschätzen wußte? Oder gab mir eher meine oben behauptete Einsicht den Rest, daß es für die anderen wie für mich selber keine nennenswerte innere Entwicklung gegeben hätte? So daß auch all das, was ich da über Jahre hin in Erinnerung gerufen hatte, bloß retrospektiv und im Grunde fruchtlos bleiben müßte?

Nun beginne ich wiederum an diesen Zweifeln zu zweifeln. Mußte mein Eindruck einer allgemeinen Selbstvergessenheit nicht schon deshalb aufkommen, weil ich von Begegnung zu Begegnung einen größeren Informationsvorsprung hatte? Ich bemerkte ja, daß manch einer darüber beunruhigt war und dies in seiner Verlegenheit mitunter zu kompensieren suchte, indem er plötzlich nach irgendwelchen Dokumenten und Photos zu kramen begann. Vor allem aber eins: Welche Rolle spielte beim Wiedersehen meine Freude, beim anderen dies und das wiederzuentdecken, kleine Merkmale, die mich gerade deshalb, weil ich sie schon halb vergessen hatte, besonders tief berührten – ohne daß sie jedoch darum schon zu jemandes „Wesenskern“ gehören müßten? So daß meine Folgerung, der andere hätte sich im Grunde gar nicht verändert, so nicht zu halten wäre?

Ich muß daher meine Aufzeichnungen, die ich mir oft in den ersten Stunden nach einem Besuch machte, in dieser Hinsicht einmal genauer durchgehen. Ohnehin hatte ich vor, das zu Beginn dieser Studie behandelte Thema des „Zurückkommens“ zu vertiefen und von den Örtlichkeiten schließlich auf das Wiederaufsuchen ehemaliger Weggefährten überzugehen. Und achtete deshalb während

der Gespräche besonders auf die Momente, in denen ich meinte, wieder Kontakt mit jemandes Vergangenheit zu finden.

Die wichtigsten Elemente bei der Wiedererkennung waren Stimme, Körperhaltung und emotionale Reaktion des anderen, weniger geistige Merkmale wie Argumentations- und Ausdrucksweise, auf die ich erst in später Jugend genauer achtzugeben verstand. Was den allerersten Anblick der Person betrifft, so gab es niemanden, den ich nicht auf Anhieb oder nach Sekunden wiedererkannt hätte; selbst dann nicht, wenn ich vorher die Physiognomie nicht mehr aus der Erinnerung heraus zu beschreiben wußte. In diesem Fall waren bei mir offenbar sogleich intuitive oder unbewußte Mechanismen der Identifizierung am Werk. Und sicherlich auch immer dann, wenn ich jemandes Ausstrahlung zu erfassen suchte, das, was mich an der Person einst faszinierte und sie nicht hatte vergessen lassen. Merkmale, die sich bei dem anderen nun ihrerseits weithin unwillkürlich oder unbewußt herausgebildet haben dürften, so daß sie nicht so leicht zu überspielen sind und meist noch nach Jahrzehnten kenntlich bleiben. Und doch – selbst wenn sich die gewisse persönliche Ausstrahlung auf diese Weise durchhalten konnte, bleibt da immer noch jene Kardinalfrage, ob ich mich nicht als Kind und Jugendlicher allzu leicht durch Auffälligkeiten beeindruckt ließ, die gleichwohl unwesentlich waren. So daß meine Wiedererkennungsfreude oder auch Enttäuschung nicht unbedingt etwas darüber besagte, ob und inwiefern der Betreffende sich nun wirklich verändert hatte oder nicht. Und hat nicht ein jeder zu einem bestimmten Zeitpunkt auch unentfaltete Eigenschaften, die zu seinem Wesen gehören und die man als entfaltete dann als wesensfremd verkennen müßte?

Dessen eingedenk, stelle ich nun kursorisch eine Reihe von weithin anonymisierten Personen vor, vermerke die ungefähre Zeitentiefe unserer Wiederbegegnung und behalte auch im Auge, ob das, was ich über den anderen und über mich erfuhr, wirklich so wenig Einfluß auf meine Erinnerungsbildung und auf mein Selbstverständnis hatte.

*

Nach 44 Jahren besuchte ich meinen Erst- und Zweitkloßlehrer, den ich in der Erinnerung nur noch vage zu beschreiben wußte: „Er ist jung und ist ernst. Ich fühle mich bei ihm wohl. Er trägt ein helles Sakko und hat gewelltes dunkles Haar.“ Monate vor meinem Besuch hatte mir einer seiner langjährigen Kollegen Schulphotos zugesandt, auf denen ich ihn ohne weiteres erkannte.

Ogleich mir dann nicht einmal die Stimme dieses Lehrers, der sich als „Slowakendeutscher“ bezeichnete, bekannt vorkam, glaubte ich während des Besuchs „empfunden zu haben, inwiefern ich mich damals bei ihm wohlfühlte: daß er wohlwollend und großzügig war“. Das war schon beinahe alles, was ich sogleich nach dem Besuch zu seiner Ausstrahlung notierte, und behauptete damit

doch nichts Geringeres als eine emotionale Wesensnähe, das Wiederverspürhaben eines uralten und für mich lebenswichtigen Vertrauens, von dem er bei mir nichts eingebüßt hätte, was auch immer ich mir im einzelnen über seinen Werdegang als ehemaliger „Flüchtlingslehrer“ in einem dörflich-katholischen Milieu denken mochte. – Wochen später erst erkannte ich seine im Gespräch erwähnte Art, uns die Buchstaben mit Hilfe einer lautnahen Gebärdensprache beizubringen, bestimmt wieder. Allerdings kann oder vielmehr mag ich nachgerade nicht mehr unterscheiden, ob ich ein auf die Dorfschule projiziertes Phantasiebild, das ihn undeutlich und alterslos bei der Ausführung dieser Gebärden zeigt, noch von seiner jüngsten Demonstration her dorthin übertragen habe, oder ob dies ein altes, erst jetzt wieder in mir erwecktes Erinnerungsbild ist.

Gut zwei Jahrzehnte nach dem Abitur stattete ich meinem letzten und hochgeschätzten Klassenlehrer, mit dem ich den Fächern Deutsch, Religion und Philosophie so manchen Strauß gefochten hatte, einen Besuch ab und übergab ihm dabei mein jüngstes Buch über den Verfasser des ersten „nihilistisch“-atheistischen Buchs der Moderne! Das sollte wirklich keine provokative Geste sein, setzte aber in der Sache ohne weiteres unsere damaligen Streitgespräche fort. Auch diesmal glaubte er sich wieder mit sanftem Tadel gegen eine religionskritische Bemerkung von mir verwahren zu müssen.

Ich hatte mich nicht angemeldet, klingelte einfach an seiner Haustür und brachte mich in Erinnerung. Er schien doch stärker erfreut als überrascht zu sein und bemerkte beim Abschied, daß ein solch unangemeldeter Besuch im Grunde das beste sei. Seine Frau versorgte uns mit Kaffee und Kuchen und ließ uns dann allein. Er war seit einigen Jahren pensioniert und hatte zuletzt ein Gymnasium in der Nachbarstadt geleitet. Meinen Ausführungen zum damaligen, mich besonders in der Unterstufe so bedrückenden Schulleben widersprach er nicht und äußerte sich auch nicht zu einzelnen Kollegen. Wie bald deutlich wurde, konnte er sich an bestimmte Ereignisse in unserer Klasse und an meine Mitschüler nur noch vage erinnern, hatte er es doch, wie er dann selbst erklärte, seitdem mit hunderten anderer Schüler zu tun gehabt. Aus meiner Klasse habe ihn seit dem Abitur nur noch einer wieder besucht, ungefähr zwei Jahre vor mir.

Wir sprachen von gleich zu gleich. Und doch durchschwebte unser Gespräch der Geist unseres alten Lehrer-Schüler-Verhältnisses – bei mir als Respekt, den ich nicht abschütteln mochte, weil er den eigenen rebellischen Sinn und ebenso den Großmut des anderen, ohne den er sich nicht hätte entfalten können, in Erinnerung behielt.

Nach ungefähr 40 Jahren meldete sich auf mein Schreiben hin Wolfgang, einer meiner frühesten Spielkameraden, auf dem Anrufbeantworter. Die Stimme erkannte ich nicht wieder und hörte nur eine „trockene Diktion aus dem Ruhrgebiet“ heraus. Beim Besuch bemerkte ich nicht einmal, daß sein mich irritierender Augenfehler andeutungsweise schon bei dem Kind zu sehen war, so jedenfalls

auf einem mir nachgereichten Photo. Dabei hatte ich noch vor dem Besuch notiert, daß er „die hellen, ein wenig wässerigen blauen Augen (nur auf einem Auge?) öfter zuzukneifen“ schien. War dies meine ungenaue Reminiszenz an seinen Augenfehler? Oder hatte er ihn als Kind auf eben diese Weise kaschieren können?

Während des Gesprächs erwähnte er sein gutes Langzeitgedächtnis und konnte wirklich, trotz mancher auch von ihm vergessenen Episoden und Personen, erstaunlich viele Einzelheiten wieder aufrufen, die nun, in ihrer Fülle, meine eigenen Kindheitserinnerungen wie umgeistern, ja, in sie einzudringen scheinen. Denn bei der Erinnerung an Personen und Objekte – weniger an Erlebnisse – möchte ich spontan immer auch meine jüngsten Notizen daraufhin durchsehen, ob und was er, der lange dort einheimisch Gebliebene, wohl dazu zu bemerken wußte. Und indem er durch dieses Wissen um Szenerien, Spiele oder Personen, die für mich schon wie verwunschen waren, fern und unberührbar durch andere, nun das vermeintlich Höchstpersönliche meiner Erinnerungen aus seiner Perspektive bestätigte oder mit Details anreicherte, erlöste er mich insofern aus meiner lebensgeschichtlichen Isolation und ließ mich wieder an so etwas wie Zeitgenossenschaft glauben, zumindest an eine in der Vergangenheit.

Nach 38 Jahren verabredete ich mich am Telefon mit jemandem, den ich als einen besonders rabiaten Burschen in Erinnerung hatte. Er sprach „kurz angebunden“ und schien trotz seiner Zusage so desinteressiert zu sein, daß ich mich auf das Schlimmste gefaßt machte. Mein Besuch widerlegte diese Erwartungen weit- hin, bestätigte sie jedoch hinsichtlich seiner gefürchteten Zornesausbrüche, als er mit einem Mal jemanden aus seiner Familie so maßlos empört anfuhr, daß ich überzeugt war, er müßte damals, bevor er zuschlug, genau so außer sich geraten sein. So überfallartig jetzt, daß es wirklich beklemmend war, hielt er sich doch im vorangegangenen Gespräch zu dritt betont diszipliniert zurück. Einige Male jedoch, als er engagierter seinen Standpunkt vertrat, hatte ich „ihn“ wieder vor mir, nämlich während einer gewissen Erstarrung, in der er, die Augen weit aufgerissen, merkwürdig gepreßt sprach oder knapp auflachte. Dies müssen damals die Momente gewesen sein, in denen er kaum mehr Widerspruch ertrug und andernfalls, zum Zerreißen gespannt, sofort auf den Betreffenden losging.

An seiner plötzlich gepreßten Sprechweise glaubte ich auch, nach 36 Jahren, einen anderen Weggefährten deutlich wie an keiner anderen Stelle unseres Gesprächs wiedererkannt zu haben. Bei ihm war es aber nicht die erregte Vorstufe einer Gewalttätigkeit, sondern im Gegenteil ein Sichentspannen oder Sichgehenlassen nur Sekunden nach Aufhebung unserer Unterredung. Bis dahin suchte er, der schon beim ersten schriftlichen Kontakt beteuert hatte, daß die damalige Zeit für ihn seit langem keine Rolle mehr spielte, sich meinem Empfinden nach entschlossen unter Kontrolle zu halten, erklärte so seine Erinnerungen für weitge-

hend gelöscht, sprach durchweg aus einer belustigten Distanzhaltung heraus, ging mit keinem Satz auf seinen damaligen Alters- und Wissensvorsprung ein und lobte öfter wie erstaunt mein Erinnerungsvermögen. Vor allem an seinem wiederholten Auflachen, das für mich nicht stimmig war, glaubte ich all dies als eine Verstellung durchschauen zu können, für die er übrigens gute und von mir von vornherein akzeptierte Gründe hatte; eine Verstellung, zu der ich durch eine allzu offensive briefliche Erklärung zu den Motiven meiner Erinnerungssuche beigetragen hatte.

Kaum hatten wir uns nun nach dem Gespräch erhoben, unterlief er ihm doch noch, dieser Rückfall in eine eigenartig gepreßte, kaum einen Satz lang durchgehaltene Sprechweise, die vielleicht eher eine Art Aufsplitterung war, aus der mir einige altvertraute Nuancen entgegensprangen. Ich konnte sie nicht benennen oder einer bestimmten Gemütslage zuordnen, erkannte daran aber auch, wie sehr er sich vorher zurückgenommen und, von seinem Witzeln abgesehen, in welcher routinierter Monotonie eines Erwachsenen er gesprochen hatte. Und bedauerte diese trockene, zu flüchtigen Einwänden neigende Manier, die nichts mehr von seiner für mich einst brillanten Nervosität zu erkennen gab. Dafür mußte ich an die knappe Charakterisierung des Jugendlichen zurückdenken, die ich Jahre zuvor einmal zu Papier gebracht hatte: „... er hatte freilich etwas Verhohlenes, seine knappen Seitenblicke fielen mir auf, ich weiß nicht, ob aus Zurückhaltung oder eher aus einem heimlichen Kontrollbedürfnis“. Beiläufige Wesenszüge, die sich anscheinend auf Kosten jener anderen verstärkt hatten, auch wenn sie durch meine schriftliche Ankündigung, auf einer prekären Recherche zu sein, nun besonders stark herausgefordert wurden.

Von solch längeren Erklärungen, die nicht zuletzt mein latent schlechtes Gewissen als Vivisezierer unserer Gespräche beruhigen sollten, ließ ich bald ab und deutete denen, die ich besuchen wollte, meine weitergehenden Absichten nur noch eben an.

So konnte auch ich nicht alle Karten gleich auf den Tisch legen. Und traf hinwiederum auf manch andere, unscheinbare oder unwillkürliche Art der Verstellung. Dazu gehört die übliche höflich-konventionelle Zurückhaltung zu Beginn eines Gesprächs und besonders beim ersten abtastenden Telefonat. Eine in langer Lebenserfahrung unmerklich zugelegte Panzerung, die sich allerdings früher oder später lockert. Am ehesten zeigte es sich wieder an der Sprechweise. Schon in den ersten Minuten pflegte es zu geschehen, daß jemand für kurz in einen burchikosen Tonfall abrutschte oder daß ihm in der Überraschung und Freude ein Ausruf oder eine Redewendung entschlüpfen, an denen er, wie mir schien, sogleich wiederzuerkennen war. Besonders beredt werden kann jemandes Zögern, das Verarbeiten einer Überraschung etwa im Stimmerheben oder im Auflachen – momentane Verluste der Selbstkontrolle oder Phasen nachlassender Konzentration, in denen die alten jugendlichen oder kindlichen Reaktionsformen erneut ihre Rechte behaupten.

Es waren immer nur Momente. Zumal ich im Laufe des Gesprächs längst nicht mehr so empfänglich dafür war wie noch in den ersten Minuten. So glaubte ich einmal nur bei den Begrüßungssätzen an der Tür die Stimme des Kindes aus der des Erwachsenen herauszuhören.

Während mir bei einem altgedienten Soldaten gewisse autoritäre Einsprengsel wieder einen kleinen inneren Ruck gaben („Hör mal!“ oder „Achtung!“ und „Aufgepaßt!“), wurde der eine oder andere durch die erst in späterer Zeit erfolgte berufliche Überformung seines Verhaltens nahezu unkenntlich. Daß selbst hierbei ältere Eigenheiten oder Angewohnheiten weiterzuleben vermochten, mehr schlecht als recht zwar, ging mir in der Regel erst in der Nachbetrachtung des Gesprächs auf. So gab sich Y., den ich als heiteren Springinsfeld in Erinnerung hatte, nun, nach 28 Jahren, zum Verzweifeln seriös und betete seine beruflichen Kompetenzen und Erfolge aller Art so brav herunter, wie es einem leitenden Angestellten in seiner Region und Branche wohl anstehen mag. Nur ein-, zweimal, beim Imitieren alberner Zeitgenossen, lebte sein komisches Talent wieder auf. Zu seinem routinierten Eigenlob fiel mir erst viel später ein, daß er sich schon als Jugendlicher wiederholt mit spielerischem Mutwillen vor uns brüstete, damals noch in charmanter Selbstironie; sie zumindest schien ihm inzwischen ein für allemal abhanden gekommen zu sein, nicht aber seine nun befremdlich skrupellose Lust zur Selbstdarstellung.

Als Selbstdarsteller ohne Selbst kam mir Z. vor, der sein routiniertes Auftreten seinen mehrfachen und erstaunlichen Berufswechseln verdankt haben muß, während denen er, seit 37 Jahren, abertausende von Leuten kennengelernt habe. Er kam in einem derart atemberaubenden Redetempo daher, daß ich mich voll auf seine Ausführungen zu konzentrieren hatte und kaum noch auf Diktion und Verhaltensdetails achtgeben konnte. Ein Tempo, das weder eine emotionale Annäherung erlaubte noch offen war für Einlassungen. Und wenn ich gleichwohl einigemal dazwischenging, schien er es nicht recht zur Kenntnis zu nehmen. Trotz seiner permanenten Neubekanntschaften meinte er sich noch gut an unsere gemeinsame Zeit erinnern zu können, konnte auch mit einigen amüsanten Details aufwarten, doch waren sie durchweg anekdotischer Art, so, als gehörten sie zu seinem bewährten Erzählrepertoire. Er stellte sich auch als jemanden vor, der so ziemlich alles durchschaue und immer schon durchschaut hätte. Für unsere Vergangenheit aber blieb er den Beweis weithin schuldig, so wie er auch jetzt kaum einmal nachfragte, als ich von anderen Altersgenossen oder von mir erzählte. Ich wurde an das Urteil von A. erinnert, dem er als Jugendlicher seiner vermeintlichen Rückgratlosigkeit wegen verhaßt war – eine Beurteilung, die ich jetzt erst zu verstehen glaube. Und will doch daran festhalten, daß seine spöttische Duldsamkeit, ob sie nun härteren Proben standhielt oder nicht, mir als Kind sehr zu Hilfe kam und daß sie sich vielleicht auch anders hätte entfalten können.

Noch auf andere Personen fiel zu meiner Betrübniß ein Schatten aus der Gegenwart zurück, auf Wesenszüge also, die ich einst gut leiden mochte. Bei B. mußte ich mir nach 37 Jahren gestehen, daß seine von mir geschätzte bedächtige und zögerliche Art nicht eigentlich Ausdruck der Stärke gewesen sein konnte, sondern etwas kaschiert haben muß, das sich damals schon in ihm anmeldete und wogegen er sich mit Hilfe seiner Bedächtigkeit – unbewußt? – zur Wehr setzte, nämlich eine Überforderung seiner Auffassungs- und Gedächtniskraft, die nun als tiefe Erkrankung manifest war: Zu gewaltig waren seine jetzigen Erinnerungsausfälle, wirklich unerhört.

Verdächtig wurde mir, ebenfalls nach 37 Jahren, auch der von mir einst bewunderte Gleichmut von C., den ich nachgerade nur als Vorform einer ihn jetzt beherrschenden tiefen Gleichgültigkeit auffassen konnte. Wiederholt hatte ich während des Besuchs den Eindruck, daß er sich wie ein Patient aus dem Gespräch zurücksinken ließ, das sogar dann, wenn es seine Person betraf, immer mehr von seiner Frau und mir bestritten werden mußte. Als er zum Abschied einige Schritte voranging und ich seinen geduckt-bedrückten Gang wiedererkannte, rührte mich dieser Anblick. Und doch will mir nun auch dieser Gang als einst von mir erkannter Ausdruck seiner heute erst manifest gewordenen Indifferenz vorkommen. Bin mir dessen allerdings wiederum nicht sicher. Ließ ich mich damals wirklich so täuschen und verkannte ich sein Verhalten so sehr, daß ich es als couragiertes Abweichen von einigen uns strikt disziplinierenden Verhaltensregeln nahm? Oder vermag so mancher von Zeit zu Zeit von der einen Eigenschaft in eine benachbarte überzutreten, so daß er unter Umständen, auf anderem Niveau, noch einmal zurückwechseln könnte, hier von der Gleichgültigkeit zum Gleichmut und von der Nachlässigkeit zur Lässigkeit?

*

So ernüchternd oder deprimierend die letzten Begegnungen für mich auch waren, so zeichnete sich doch gerade in ihnen ab, daß gewisse persönliche Eigenschaften bemerkenswert elastisch sind. Ob als Verstellung, Überformung oder Karikatur – über solche Kontrastbildungen sind offenbar jemandes Wesenszüge oder das, was man dafür halten möchte, leichter zu beschreiben als die Merkmale einer konsequenten oder gar ungebrochenen persönlichen Entwicklung. Letztere scheinen einem gerade deshalb zu entgleiten, weil sich bei der Wiederbegegnung sogleich eine fraglose, altvertraute Nähe herstellt, die kein Bedürfnis mehr nach ihrer Beschreibung aufkommen läßt. Wie bei meinem ersten Lehrer das bald sich einstellende Wohlgefühl für mich der authentische Ausdruck seiner großzügigen Wesensart war, so wußte ich nach 30 Jahren über meinen späten Schulkameraden D. nur erfreut zu notieren, daß er „in vielen Hinsichten leicht wiederzuerkennen“ wäre, physisch ebenso wie in seinem herzlichen Lachen und im „Tenor einer leicht zögerlichen Freundlichkeit“. Und bemerkte nach 37 Jahren über E., von dem ich vor dem Besuch nur noch zu sagen wußte, daß mir als ungefähr

Zwölfjährigem „seine ruhige und sanfte Art sympathisch“ war, hinterher beinahe dasselbe: „sympathisch, bescheiden und doch aufmerksam, verständnisvoll“. Diese letzten, geringfügig detaillierteren Eindrücke glaube ich nun, nach zwei weiteren Jahren, schon bei dem Jugendlichen vorzufinden und kann für ihn sogar die ruhige, volltönende Stimme des Erwachsenen gelten lassen.

Mein Verdacht, daß eine derart rasch sich wiederherstellende Sympathie mich von der weiteren Beobachtung abhielt, wäre durch einige Leute zu entkräften, die mir nach wie vor eher unsympathisch blieben und bei denen ich mir sicher war, das wenige, was ich mir nach dem Gespräch zur Person notierte, im Grunde schon vor Jahrzehnten bei ihnen festgestellt zu haben. Überhaupt brachte ich in meinen vorbereitenden schriftlichen Erinnerungen oft nur wenige persönliche Züge zusammen oder wußte kaum mehr als die Ausstrahlung des Betreffenden zu umschreiben. Manchmal hatte sich da nicht mehr – aber auch nicht weniger – erhalten als der spezifische „Stubengeruch“, insbesondere bei den meisten Mitschülern aus der späten Grundschulzeit. Versuche, den damaligen Kindern und mehr noch den Jugendlichen und Erwachsenen aus meiner jetzigen Erwachsenenperspektive näherzukommen, indem ich etwa nach ihren weniger manifesten Funktionen in ihren damaligen Lebenskreisen fragte, blieben ihnen durchweg äußerlich. Wie ich schon längst für meine Großmutter bemerkt hatte, wurde ihre für mich lebenswichtige Rolle durch mein späteres, mich skeptisch stimmendes Erwachsenenwissen nicht aufgelöst. Mochte auch der eine oder andere, der sie näher kannte, nach Jahrzehnten von seinem Standpunkt aus ein mir noch so einleuchtendes kritisches Urteil über sie abgeben, so zerstörte dies doch nicht ihre alte emotionale Aura der Beschützerin und Gönnerin von meinem Bruder und mir. Ist also jede Person – so Proust – immer eine Vielzahl von Wesen für uns, da Ausdruck unserer unterschiedlichen Alters- und Bewußtheitsstufen, auf denen wir ihr begegneten? So bezaubernd uns Proust als Romancier diese These zu entwickeln versteht, so heftig sträubt es sich doch in mir gegen einen solchen Bescheid, der ja gleichbedeutend mit einer Atomisierung unserer Erfahrungen und unserer selbst wäre, so, als dürften wir gar nicht erst versuchen, die verschiedenen Facetten der Person, der Zeit und unseres Lebens zusammenzubringen. Gewiß gibt es keine anschauliche Synthesis all der oft widersprüchlichen und im Lauf der Zeit sich voneinander fortentwickelnden Verhaltensweisen und Fähigkeiten. Sie lassen sich jedoch sukzessive, sprungweise, von Epoche zu Epoche, in der Erinnerung festhalten, vergleichen und damit entfalten. Womit denn doch, selbst wenn man es gar nicht beabsichtigte, von Zeitpunkt zu Zeitpunkt der nämliche Verhaltenszug oder eine Variante, eine vermeintliche Inkonsequenz oder auch Neubildung zum Vorschein kommen. Für die eigene Person läßt sich dies noch relativ leicht feststellen, für andere vor allem deshalb nicht, weil wir zu ihnen in der Regel nur über einen gewissen Zeitraum hin engere Beziehungen aufrechterhalten konnten. Am ehesten noch wäre es bei nahen Verwandten wie meiner Großmutter möglich. Hätte ich ihre Persönlichkeit zu beurteilen, würde ich zwar meine kindlichen Eindrücke energisch verteidigen, aber eben auch das be-

rücksichtigen, was ich seither noch zu hören bekam, etwa daß sie damals von anderen dies und das für sich selbst abgezwickelt und mir gar den Besuch des Gymnasiums nicht gegönnt haben soll. Wobei ich nun doch manchmal einen kleinen Stich verspüre, ja, mir gestehen muß, daß dieses mein Erwachsenenwissen über sie mittlerweile jene Aura zumindest geschwächt haben dürfte. Freilich mag ich dieses von einem mir damals fremden Standpunkt aus gefällte Urteil längst nicht so bereitwillig akzeptieren wie die Informationen, die ich unlängst von Wolfgang über unsere Knabenzeit erhielt und die ich als Begleitwissen sogleich in mein Erinnerungswissen habe eindringen lassen. Bei diesem alten Spielkameraden fiel mir dies schon deshalb leichter, weil das von ihm Erinnererte von einer mir gleichen, kindlichen Beobachtungsqualität war. Wie denn auch andere Hinweise Dritter, sofern sie meinem damaligen Erfahrungshorizont angehören, sich meinem lückenhaften Erinnerungswissen spontan zugesellen können, so die jüngst von mir wiedererkannten Lehrgebärden meines ersten Lehrers oder die Auskunft meines Onkels, ich hätte einst an seiner Krücke laufen gelernt.

Es findet also in einem fort, uns bewußt oder auch nicht, ein Erfahrungsaustausch zwischen unseren Lebensepochen statt. Und obgleich ich in der Erinnerung an die unmittelbare Umgebung des Hauses meiner Großmutter den Zeitraum meiner Kindheit von dem meiner dort verbrachten Jugend gut auseinanderhalten kann und zunächst auch muß, da ich von einem wie automatisierten visuellen Präsenzgefühl geleitet werde (vgl. S. 5f.), so kann ich doch in der *Erinnerungsanalyse* den einen Zeitraum mit dem anderen vergleichen, ohne diesen Vergleich selbst als Erinnerung ausgeben zu müssen. Und kann so das Bild meiner Großmutter komplettieren, für das ich jedoch nicht mehr die kindliche Bezeichnung („meine Oma“) wählen würde.

Eine solch mögliche Ergänzung und Relativierung vieler zeitlich auseinanderliegender Einzelzüge liefert nun allerdings noch längst nicht den Beweis dafür, daß alledem auch eine lebensgeschichtliche Folgerichtigkeit oder nur Stimmigkeit zugrundeliegt. Sogar ich selbst erschien mir in ein und demselben Lebensabschnitt immer wieder befremdlich widersprüchlich, war im Alter von ungefähr zehn als derjenige zu beschreiben, der sich immer tiefer in sich zurückzog und unversehens als eine Art Blonde Bestie auftrat, die drei Gegner auf einmal anzuspringen fähig war; war das erschlagene Opfer im Blutsonnenbild und zugleich unverwundbar in meiner Unsterblichkeitsvision; sagte mich als Dreizehn- oder Vierzehnjähriger im dezidierten Wahrheitsverlangen vom Kirchenglauben los und brillierte zugleich in der Schule mit diversen Mogeltechniken; erschien in diesem Alter auf einem Photo mit dem selbstgebastelten Seenotrettungsflugzeug in der Hand, während im Hintergrund eine von mir gezeichnete mörderischen Abschußszene mit mir in der Rolle des Jägers zu sehen war. Noch einmal also: Was ist einer und woran wäre er verläßlich zu erkennen?

Als ich mir die Frage nach jemandes Identität zum erstenmal in systematischem Zusammenhang stellte, 1973 nämlich zu Beginn meines Versuchs, ein literarisches Pseudonym zu identifizieren („Bonaventura“ als Verfasser des 1804

erschienenen Romans ‚*Nachtwachen*‘), behauptete ich hypothetisch, daß das unverwechselbar Charakteristische, ohne das keine Identifizierung möglich wäre, nicht in diesem oder jenem einzelnen (stilistischen) Merkmal vorzufinden sei, sondern nur in der wie immer auch schwankenden Kombination oder Konfiguration solcher Merkmale. Und stellte in diesem Sinne eine Reihe von mikrostilistischen, in den ‚*Nachtwachen*‘ feststellbaren sprachlichen Merkmalen auf, anhand deren ich andere Arbeiten ihres Verfassers und so ihn selbst unter allen anderen Autoren seiner Zeit per Exklusionsverfahren würde identifizieren können; Merkmale also, von denen nicht ein einziges von Dauer sein müßte. Nach dieser Identifizierung via negationis erwies sich auch auf den weiteren Stufen der affirmativen Identifizierung, daß es nur diese eine „entscheidende Dimension persönlicher Identität“ gibt: „ihre eigentümliche Intelligenz und Lebendigkeit, die durch Entwicklungssprünge und Selbstwidersprüche geprägt ist und sich nur so begreifen und verfolgen läßt“.⁵

Wie aber könnte diese „in sich strittige lebensgeschichtliche Konsequenz“ bei einem so kurzen und in der Regel einmaligen Wiedertreffen nach Jahrzehnten erkannt werden? Sie auch nur annähernd nach dem Vorbild einer literarischen Biographie rekonstruieren zu wollen, wäre absurd. Kein Lebenslauf strukturiert sich so, wie es eine geistige Biographie a posteriori zu leisten vermag. Aber wohl eben deshalb, weil der Fundus der persönlichen Merkmale, der sich einst in unseren Begegnungen mitteilte, als Verhaltensstil viel stärker unwillkürlich geregelt ist als jemandes Schreibweise und auch kaum einmal gründlich wie diese „überarbeitet“ wurde, ist er so zählebig, daß er in der persönlichen Wiederbegegnung nach langer Zeit noch vorfindbar bleiben oder doch in seinen Veränderungen vergleichend erinnert werden kann. Und womöglich eben so schwankend und widersprüchlich, wie ich es vorhin für einige der nach vielen Jahren wieder besuchten Personen skizzierte. Ich sollte darum nicht weiter nach den unterschiedlich charakteristischen Schichten unseres Wesens oder danach fragen, ob sie mir eher damals oder eher gegenwärtig verborgen (geblieben) sein dürften. Was mich nach den Besuchen so deprimierte, war ja auch gar nicht die Empfindung, jemanden verfehlt zu haben; sondern die, daß der Betreffende von sich selbst so unendlich weit abgekommen zu sein schien, obgleich ich ihn, wie unsicher oder undefinierbar auch immer, wiederzuerkennen meinte. Betrübt war ich wegen der durchweg zu konstatierenden Erinnerungsschwäche, sofern sie, zumal bei partieller Gedächtnisstärke, Ausdruck der Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Lebensgeschichte zu sein schien.

Dabei fühlte ich mich mitbetroffen, um das gebracht, was der andere aus seiner Perspektive und von seiner weiteren Entwicklung her hätte beisteuern können. Persönliche ‚Identität‘, die eigene wie die fremde, hat diesem Gefühl nach eine wesentliche kollektive Dimension, ohne die sie als individuelle, lebensgeschichtliche Kategorie nach und nach verkümmern müßte. Die einzige Abhilfe

⁵ Horst Fleig, *Literarischer Vampirismus. Klingemanns ‚Nachtwachen von Bonaventura‘* (Tübingen 1985), S. 177

besteht darin, die eigene Vergangenheit in die Gegenwart herüberzunehmen und sie mit anderen zu teilen: Sei es – eher selten – explizit durch Erinnerungsakte, die als jeweils individuell gebrochene, perspektivische Erweiterungen das Vergangene entfalten und erneuern; sei es implizit durch einen – von Zeit zu Zeit neu zu überdenkenden – Verhaltensstil und eine Problembewußtheit, die es uns erlauben, uns auf der Höhe der eigenen Lebenserfahrungen zu halten. Andernfalls ist jeder bald ein armer Tropf und sich selber weithin abgestorben. Mit sich identisch sein hingegen hieße, als Ideal, sich so lebendig zu erhalten, daß die eigene wie die gemeinsame Vorgeschichte jederzeit ansprechbar bleibt, notfalls auch als Menetekel und besser noch als Schutzgeist dessen, was einem selbst und was auch anderen gemäß sein könnte.

Wie tief das Bewußtmachen unserer halbvergessenen Individualgeschichte und ebenso unserer versprengten kollektiven Geschichte die Gegenwart durchdringt und die Realität verändert, zeigt sich schon am erinnernden Subjekt selbst. Meine eigene Erinnerungslust, mag sie auch streckenweise den unfreiwilligen Charakter einer Obsession gehabt haben (was ich aber im Grunde nicht glaube), hat in ihrer konsequenten Abwicklung meine Vergangenheit analytisch aufgelöst, sie entfaltet und neu zusammengesetzt. Nicht nur meine Erschütterungen bezeugen dies, auch hunderte von kleineren Einsichten, die als solche Selbstkorrekturen im Detail waren. Wie bei der laufenden Selbstwiderlegung des Schreibenden, der seine Formulierungen überarbeitet und wieder überarbeitet, findet man sich schließlich selbst auf einem anderen Niveau wieder; auf dem Niveau eines Selbstverständnisses, das die Fundamente unserer Existenz und ebenso unser Wirklichkeitsvertrauen in Frage zu stellen wagt.

Solch späte Einsichten stemmen sich der Faktizität mächtiger entgegen, als es theoretische Erkenntnisse oder auch Zukunftserwartungen je vermöchten. Was mir während meiner Erinnerungsoдыsee alles aufging, hat man im einzelnen nachlesen können. Was es bedeutet, sollte ich gleichwohl noch an einem Einzelfall sinnfälliger machen, und zwar an dem, was ich bei der Wiederbegegnung mit Wolfgang, dem Gefährten meiner frühen und mittleren Kindheit, erfahren konnte.

Vor dem Besuch gab ich ihm meine Aufzeichnungen zu unseren Spielen und zu seiner Person zu lesen, so daß er besonders leicht wieder in unsere gemeinsame Vergangenheit hineinfinden konnte. Diese Begünstigung ändert nichts daran, daß sein reiches Mitwissen ihm persönlich angehört und er selbst dadurch neu präsent in meinem Erinnerungsraum ist. Das heißt zunächst nicht als das Kind, das in den von mir beschriebenen Szenen auftritt, sondern nur mittelbar über sein neu hinzutretendes Bescheidwissen, das meine Erinnerungsbilder nun begleitet und mir zunächst nicht mehr gestattet, sie so unbefangen wie bislang heraufziehen zu lassen. Ein Verlust an Geläufigkeit und Selbstsicherheit, der zugleich vieles in mir auffrischt und die schon beinahe in sich verschlossenen Szenen ebenso in Frage stellt wie das Urteil, das ich über uns beide gebildet hatte. Indem nun

sein von mir bewundertes Erinnerungswissen, das des Erwachsenen, seiner Kindheit entstammt, lagert es sich, gleichsam als deren Potential, um meine Erinnerungsbilder von ihm, dem Kind. Wie gesagt, nicht in szenischer Anschaulichkeit, sondern als Begleitbewußtsein all dessen, was wir meist zusammen mit anderen unternahmen. Und ebenso greift das, was ich von ihm Neues über mich erfuhr, in unsere von mir erinnerte gemeinsame Zeit ein und erweitert zugleich mein Selbstgefühl um etliche Nuancen. Denn bislang betrachtete ich mich, der ich nur an Wochenendtagen oder in den Ferien wieder in diese alte Wohngegend zurückkam, als stummen und beinahe anonymen Mitläufer der dortigen Spielkameraden. Diese „Clique“ aber hätte mich auch anders wahrgenommen und als „den Professor“ bezeichnet, da ich, der einzige Oberschüler weit und breit, noch manch anderes gewußt und bemerkt hätte. Dieses Gegeninteresse hatte ich damals also nicht zur Kenntnis genommen und deshalb sicherlich öfter enttäuschen müssen. Und hatte auch nicht bemerkt, daß ich ihm „etwas etepetete“ vorgekommen wäre; hätte so ein Glas Wasser, um das ich ihn gebeten hatte, mit dem Hinweis abgelehnt, daß vorher noch etwas Milch drin gewesen sein müßte, so daß er das Glas erst hätte spülen müssen. Das nahm ich ihm sofort ab und sehe inzwischen diese Szene in seiner Wohnung vor mir (noch als ein bloßes Vorstellungsbild, das noch nicht den Charakter eines Erinnerungsbildes gewinnt, wie es sich für die erwähnten Lautgebärden meines ersten Lehrers abzeichnete).

Kleinere Korrekturen wie diese, mögen sie auch wie hier still und kräftig in einem weiterarbeiten, kann man noch mit einigem Humor relativ leicht an dem eigenen Selbstbildnis vornehmen. So war ich auch lediglich darüber irritiert, wie zäh eine meiner längst schon vergessen geglaubten Lügen mich noch verfolgen konnte, als mich nämlich meine Cousine nach 30 Jahren als erstes lachend fragte, ob ich mich noch an mein hartnäckiges Leugnen eines Birnenraubes erinnern könnte. Weit schwerer fällt es mir aber, mit Wolfgangs Bemerkung fertig zu werden, er, der Halbweise, hätte meinen Bruder und mich sehr um unser Familienleben beneidet, bis seine Mutter zu ihm gesagt hätte: „Sei nur froh, daß du nicht einen solchen Vater hast!“ Das war sicherlich nicht nur als Trostwort für ihn gedacht; vielmehr hatten einige Leute doch einiges von dem mitbekommen, was mein Bruder und ich nur stumm und ohne Ahnung um mögliche Zeugen durchzumachen hatten. Dies nach Jahrzehnten zu erfahren, war deshalb so bitter, weil ich mir sogleich sagte, daß es damals noch andere und womöglich einflußreichere Beobachter unseres Vaters gegeben haben dürfte und es bei entsprechenden Hinweisen und Vorhaltungen so nicht hätte weitergehen müssen. Eine banale spekulative Überlegung, die mich aber wie manch andere stark zeitversetzt eintreffende Nachricht aus der Vergangenheit gründlicher bestürzte und für mein Empfinden einen tieferen Keil in das Gefüge der Faktizität trieb, als es das eigentlich gegenfaktische Potential der Gegenwart vermag. Mußte ich doch folgern, daß auch all unsere aufreibenden kindlichen Abwehrmanöver, dieses ständige Täuschen- und Verschweigenmüssen, unter geringfügig modifizierten Umständen uns beiden hätten erspart bleiben können. Was soll's! möchte man sich

da zurufen. Und nur ja kein spätes Selbstmitleid! Und doch, wenn ich erst jetzt, Jahrzehnte später davon erfahre, daß der Vater unseres Klassenbesten erklärt hätte, daß ich, der ohne jede Hilfestellung an diesem Gymnasium durchkäme, ja besonders begabt sein müsse, verbittert mich auch dies, weil ich es mir nicht aus dem Kopf schlagen kann, wie tröstlich diese Bemerkung damals für mich, den über Jahre hin an sich beinahe verzweifelnden Unterstufenschüler gewesen wäre. Wie fehl ich in meiner Selbsteinschätzung oft ging, erkenne ich außerdem an den vielen, meine Erinnerungen überarbeitenden oder sie komprimierenden Phantasiabildern (dazu nachher); war ich doch damals, als ich sie in mir entwickelte, ernstlich überzeugt, nicht nennenswert viel Phantasie aufbringen zu können. Es lag wohl an meiner hochentwickelten emotionalen Erstarrung und Reflexivität, daß ich über meine impulsiven, imaginativen und auch „poetischen“ Ausdrucksmöglichkeiten so geflissentlich hinwegsehen konnte und mir in dieser Hinsicht kaum noch etwas zutraute.

Genug davon. Ohnehin war der Ausgangspunkt meiner Erinnerungssuche nicht bloß die Ahnung dessen, was ich persönlich alles verloren und vergeudet haben muß, vielmehr eine Ahnung um die Universalität solcher Verluste. Als Vergessen-, Abgeschnitten- oder Verdrängtwerden zeigte sich mir dies zuerst an den Spielkameraden, die nach einem Umzug zurückbleiben mußten, und danach an einigen Mitschülern, die zu Unrecht „ausgemustert“ wurden. Inzwischen habe ich die Selbstvergessenheit auch als verbreitete und wie selbstverständliche Lebensform der Erwachsenen kennenlernen müssen.

Ohne die selbstbewußte Herübernahme unserer Vergangenheit in die Gegenwart verliert unsere ohnehin prekäre Identität immer mehr an Substanz. Mindestens ebenso zu schärfen wie der Sinn für das Wünschenswerte und zu Projektierende wäre mithin das Gespür für das, was unbemerkt verlorengeht und was weiterhin verlorenzugehen droht, für das unnötig sich Verschlimmernde und vielleicht noch zu Verhindernde. Die nicht selten schmerzlichen Einsichten, die an den oft wie verblaßten oder entseelten Erinnerungsbildern zu gewinnen waren, lassen sich in die Gegenwart allerdings nur übertragen, indem man diese mitsamt ihren Repräsentanten auch kräftig zu relativieren und sich ihr zu widersetzen weiß, sofern sie als Ergebnis und Profiteur unserer so oft verunglückten Vorgeschichte zu betrachten ist. Eine besondere lebensgeschichtliche Verantwortung, die in den allgemeinen ethischen Erörterungen kaum einmal berücksichtigt ist. Und erst recht nicht der große Erkenntnisaffekt, der noch in der langen Erinnerungsbildung selbst herangewachsen ist: *UNVERSÖHNLICHKEIT*. Als tiefsitzende anhaltende Empörung hat sie nicht vergessen und nicht resignieren lassen und ein Gespür dafür entwickelt, wo sich noch Vertreter dieser Verhältnisse, die einen beinahe für immer zum Schweigen brachten, gehalten haben, in welcher neuen Gestalt auch immer. Für einige besonders penetrante Quälgeister merkte ich es schon an: Ich mag noch so viele nachträgliche Informationen über sie erhalten haben, mag wissen, daß mein Grundschulrektor, mein Vater, mein Pfadfinder-

führer oder ein bestimmter Gymnasialpauker einst selber Verfolgte waren oder Opfer blieben, es ändert nichts daran, daß mit ihnen und anderen Leuten und Institutionen keine Versöhnung möglich ist und ihr Treiben ohne Beschönigung zur Sprache kommen sollte. Dergleichen „mit dem Mantel der Nächstenliebe“ zuzudecken suchen mögen weiterhin diejenigen, die um so geübter im Wegsehen oder im Terror stummer Gewaltanwendung sind und denen mein spezielle Verachtung schon als Kind galt. Unversöhnt zu bleiben habe ich deshalb auch mit den geisttötenden Kirchen und ihren Göttern – Pallas oder auch Hermes freilich ausgenommen –, ihren Vertretern oder Anhängern, seien sie noch so harmlos und im übrigen gar liebenswert (doch kommt es hier wie überall auf den Einzelfall und sein subversives Potential an). Unversöhnbar jedenfalls mit denen, die an der charakteristischen Mischung aus Gedanken- und Lieblosigkeit zu erkennen sind; mit diesen Bescheidwissern, Schnellentscheidern und all denen, die sich mit ihren kleinen Tricks glauben „durchgesetzt“ zu haben, nur weil man sie erst einmal läßt oder meiden muß; mit diesen lauten Stimmen, die von sich und ihrer Sache immerzu überzeugt zu sein vorgeben, ebenso wie mit ihren zunickenden Helfern. Und nicht zu versöhnen schließlich mit den eigenen doktrinären Impulsen.

Darf ich dann aber so intransigent bleiben? Nun, verzeihen konnte ich inzwischen denen, deren für mich folgenschwere Tat nicht eben bezeichnend für sie selbst gewesen sein dürfte, etwa einem Mitschüler, von dem ich mich vor den Mädchen des 4. Schuljahrs verraten fühlte. Bei dem einen oder anderen bin ich mir nicht sicher, ob ich ihm sein Verhalten nicht doch noch nachsehen könnte. Keine Aussöhnung aber mit solchen Widersachern oder Todfeinden meiner Kindheit und Jugend, die ihre Machtbefugnisse uns gegenüber systematisch mißbrauchten und deren Praktiken in oft veränderter Gestalt immer noch Erfolg haben.

Nun habe ich den Blick aber schon zu lange auf diese Nachtseite meiner jugendlichen Existenz gerichtet. Und möchte auch einmal die befreundeten und geliebten Personen oder Geister jener Zeit anrufen: Die verspielten und zugleich erfinderischen Unsinnmacher der frühesten Kindheit; die statuarisch erhabenen und gelassenen Mädchen, die gleichwohl in ihren Spottliedchen auf mich munter und beredt zu werden verstanden. Aber auch die schweigend Zuhörenden und Mitdenkenden, die Zögerlich-Unberedten und Wortkargen, die wie mein erster Grundschullehrer und zwei Deutschlehrer auf dem Gymnasium sich uns konzentriert zuzuwenden wußten oder wie ein späterer Mitschüler meine deklassierten Deutschaufsätze zu verstehen suchten. Unvergessen wie der zu rächende Uncas und seine letzte Geste bleibe jeder der großen Rächer in den Filmen meiner Kindheit, auch jeder der schweigend sich Opfernden und Hingeopferten, von mir bedauert und betrauert wie Andersens Sejungfrau, Oliver Twist sowie meine ernstesten, bekümmerten kleinen Freundinnen Gitti, Fränzi und Elke. Meine Bewunderung haben weiterhin die Bescheidenen, die wie der eine oder andere meiner Mitschüler ihre große Begabung herunterspielen oder wie Tyrone Power als

„Zorro“ sie so lange vor aller Welt verheimlichen und es ertragen können, verkannt zu bleiben. Und immer noch habe ich hohen Respekt vor dem ins Schweigen abtauchenden Athos und dem Jagdflieger im ‚*Stern von Afrika*‘, der lieber wie zynisch das Nichts sucht, als in den vorgeschriebenen Bahnen weiterzumachen. Vor allem aber verehere ich die fast aussichtslos Suchenden, die unbegreiflicherweise Überlebenden und trotz allem Zurückfindenden, die Kinder von Mara-Mara, das kleine forsche Gretchen aus Andersens ‚*Schneekönigin*‘ und ihr Vorbild, den trotzig großen Dulder Odysseus.

Sie alle, die sich in verschiedenen Zeiten zusammenfanden und mich in wechselnder Gestalt auf meinem Wege begleiteten, haben mich darin bestärkt, solange zu schweigen, bis es an der Zeit wäre und ich eine eigene Sprache der Erinnerung gefunden hätte.

*

Ich komme damit zurück auf die *PHANTASIE* und ihre gewiß nicht nur von mir gewaltig unterschätzte Rolle, die sie sowohl bei der Einschätzung von jemandes Persönlichkeit spielt als auch für den ganzen Komplex der eigenen Erinnerungsbildung und Identität. Erinnerung, wie hier beschrieben, ist immer über die bloß akkumulierenden oder konservierenden Modelle sei es eines Gedächtnis- oder eines Zeitspeichers hinaus. Zu sehen war, wie erfinderisch und konsequent das Kind selber schon, bei aller Abhängigkeit, an der Erinnerungsbildung mitwirkte. Intuitiv, reflexiv und in der Phantasie strukturierte es immer bestimmter seine Eindrücke und Reminiszenzen oder spielte sie assoziativ einander zu; und machte neben den idealisierten Figuren aus Literatur und Film auch die bewunderten Kameraden zu seinen Schutzgeistern, indem es sie erhöhte und nach seinen Bedürfnissen gestaltete. Weshalb ihre Identität, nach der ich vorhin fragte, immer auch idolhaft ist, im Innersten ungreifbar, wie sakrosankt und nicht zu verifizieren. Gewiß beruhte meine Wertschätzung durchweg auf Verhalten und Eigenart der Person selbst, stattete sie jedoch mit einem inkalkulablen Überschuss an Erwartungen und lebenswürdigen Eigenschaften aus. Eine Projektion, bei der meine Phantasie einen so ungewöhnlich großen Spielraum hatte, weil ich mich für so viele schweigsame, weithin unbestimmbare Personen interessierte und ich selber primär die schweigende, so manches in der Schwebelage haltende Verständigung mit ihnen suchte. Und dies muß ich noch jüngst, als der Zurückkommende, gespürt haben, hätte ich doch sonst nicht gerade die *nicht* wieder aufgesucht, die ich einst besonders mochte, vor allem einige Mädchen. Eine Scheu also vor dem Wiedersehen, da ich die phantomhaften Dimensionen dieser Persönlichkeiten ahnte, respektierte und mir zu erhalten suchte.

Kaum anders als den Personen – auch den einst gefürchteten – erging es vielen Schauplätzen. Manch Erinnerungsbild an Filme des Acht- bis Zehnjährigen erscheint mir auf vertraute Straßen, Plätze oder Zimmereinrichtungen projiziert, wobei durchweg ein sachgemäßer Zusammenhang zwischen Vorstellungsbild

und Ort festzustellen ist. Von fundamentaler Bedeutung für die Erinnerungsbildung aber sind die *AURAPHANTASIEN*, diese Lektüre- und Phantasiebilder, die sich den zentralen Stätten der Kindheit und Jugend hinzugesellt und mitunter die eigentliche szenische Erinnerung überlagert haben. Auf eine noch naive assoziative Weise trug sich dies für den Lieblingsspielplatz des Fünf- bis Siebenjährigen an seinem „Ulliquacker“-Bach zu, der sich im Laufe weniger Jahre in eine tierdämonische Landschaft um den Klapperstorch verwandelte. Sachbezogener sind die späteren Phantasiebilder, die meinen in der Sexta bis Quarta gelernten Totengedichten entstammten und mein letztes Wegstück vor dem Gymnasium zu einem Zugang in die Unterwelt machten; mir damals nicht bewußt, aber so gebieterisch, daß sie noch Jahrzehnte später verwandte Gewalt- oder auch Rachephantasien an sich ziehen konnten. Und von solchen Bildern regelmäßig umstellt ist mein Elternhaus: Das Rondell mit dem Haus der Großmutter hat sich in mir zu einer Gedenkstätte an den frühen Tod der dortigen Spielfreundin verwandelt; die der nächsten Wohnung gegenüberliegenden Rheinwiesen sind von Märchen- und Romanszenen umsäumt; über dem Elternhaus des Acht- bis Zwölfjährigen steht das Blutsonnenbild des erschlagenen Heideknaben; beim letzten Elternhaus sind weitere Alter-ego-Figuren wie Klaus Kinski und Peter Schlemihl angesiedelt, in denen sich die allmähliche Neutralisierung väterlicher Hausgewalt dokumentiert und neben dem mir nun möglichen Widerstand sich auch eine denkbare Rekultivierung meiner Herkunft anmeldet. Mögen all diese Auraphantasien sich mitunter auch wie Halluzinationen ausnehmen, plakativ und tendenziös sein, so sind sie doch durchweg triftig. Und derart lebendig und subversiv, daß sie sogar als Menetekel, als Angst- und Schreckensbilder meist noch offen für Antworten auch des Erwachsenen blieben! So hat die mir weithin unbewußte, phantasiegesteuerte Erinnerung meine wichtigsten Lebensstätten transzendieren können, indem sie aus ihnen zugleich Orte der Imagination, des Eingedenkens, des Widerstandes und der Neuorientierung machte.

Gewiß, Phantasien und Erwartungen spielen immer auch in unsere jeweilige Gegenwart hinein, prägen sie aber nicht annähernd so massiv und nachhaltig, wie es in dem langen unwillkürlichen, schon in der Kindheit einsetzenden Prozeß der Erinnerungsbildung geschehen ist. Inwieweit diese und andere Ergebnisse meiner Selbstbeobachtung sich verallgemeinern lassen, kann ich nicht beurteilen, vermute es aber schon deshalb, weil ich selber solchen Phänomenen lange Zeit keine weitere Beachtung schenkte. Die künstlerische Phantasie allerdings dürfte ihre eigenen zeitüberschreitenden Wege gehen und einen Erinnerungsprozeß absolvieren, der auf kaum durchschaubare Weise sich erfinderisch mit den gegenwärtigen Erfahrungen verquickt und es in dieser Gestalt neu in die Welt setzt.

Nur allmählich habe ich mich bei meinen Erinnerungsanalysen vom hohen Wert sogenannter irrationaler Fähigkeiten überzeugen können und beinahe widerwillig gelernt, sie als Indizien und gar als eigene Erkenntnisquellen ernst zu nehmen. Neben der erstaunlichen Leistung der Phantasie, die oft über viele Jahre

hin das Erinnerungswerte durch Assoziationen und Bildvisionen strukturiert, frapportierten mich etliche *TRÄUME*, die mir während der Erinnerungsbeschreibung und mehr noch danach halfen, meine Einstellung zu einigen Hauptpersonen meiner Vergangenheit zu festigen oder zu revidieren. Die seelische Reaktionszeit entsprach in etwa der Gewichtigkeit der Lebensproblematik. Ein Traum von meiner Mitschülerin Elke gab mir spontan eine unbewußte Antwort auf die Frage, die ich mir am Vortag gestellt hatte, wem ich nämlich als Kind überhaupt hätte schreiben können. Andere Träume reagierten mit größerer zeitlicher Verzögerung auf langwierigere Erinnerungsprozesse und schienen mir anzuzeigen, daß mein unbewußtes Seelenleben die von mir gewonnenen Einsichten und Vermutungen auf seine Weise zu akzeptieren begann. Am reinsten sicherlich in dem Traum über meine Pfadfinderzeit, die ich so lange verdrängt hatte und der ich mich in einer Reihe von Wiederbegegnungen mit den ehemaligen Weggefährten zu stellen hatte – ein in sich zeitlich differenzierter Traum, der mir zum Sinnbild dieser seelischen Rückeroberung eines ganzen Lebensabschnitts wurde. Nahm ich ihn als Bekräftigung einer mir zuvor unvorstellbaren Offenheit und gelassenen Akzeptanz, so wurde eine Traumsequenz mit Elke, die ich in dem einen Jahr nach meinen Aufzeichnungen über unsere gemeinsame Schulzeit protokollierte, zu der endgültigen Verabschiedung von einem Idol, das sich überlebt hatte. Warum, deutete der Verlauf dieser Träume selbst an, in denen es mir zunehmend gelang, von ihr wiedererkannt zu werden. Dies war offenbar nur im Traum zu leisten, die seelische Bestätigung, sie durch meine Erinnerung denn doch noch erreicht und „berührt“ zu haben. Das kühle Aneinandervorbeigehen im Foyer des Kinos konnte ich dann auf der Stelle als Abschiedsbild akzeptieren, ich, der Erwachte. Wie tief und wie lang aber, mir so gar nicht bewußt, muß es mich noch weit über Kindheit und Jugend hinaus geschmerzt haben, gegen Ende des vierten Schuljahres unter so erbärmlichen Umständen von ihr getrennt worden zu sein! Zugleich mit der Erinnerungsanalyse dieses Abschnitts meiner Schulzeit löste sich auch Elke als problematische Seelenfigur in mir auf.

Angesichts solch bedeutender irrationaler Verständnishilfen ist nun doch zu bemerken, daß die Trennung einer rationalen von einer irrationalen Sphäre mit je eigener Gesetzlichkeit zu einem Dogma geworden ist, das für beider Ineinandewirken blind gemacht hat. Nur wer die Erkenntnisleistungen von Traum und Phantasie nicht länger an den Einsichten des Intellekts mißt, sondern sie als intuitive und hypothetische Antworten oder Vorschläge gelten läßt, wird allererst genauer zu unterscheiden lernen, ob sich hier primär verdeckte Trieb- und Willensrichtungen anmelden, oder ob hier umfassendere Lebensmöglichkeiten in so extremer Konstellation durchgespielt und unsere persönlichen Beziehungen so radikal auf die Probe gestellt werden können, daß wir bei Bewußtsein lieber die Augen davor verschließen, unbewußt jedoch unserem Status quo schon um etliche Schritte voraus sein dürften.

Umgekehrt hat ja so manches an unseren bewußten oder vor dem Bewußtsein ablaufenden Operationen irrationale Qualität, läßt uns bei der Analyse von

Daten und Problemen plötzlich intuitiv weiter vorstoßen und zu Probeschlüssen hinspringen, unterbreitet uns als analogisches Denken ebenso verlockende wie mutwillige Angebote, hat in Gestalt unserer Denk- und Formulierungsgewohnheiten unvermerkt Zwangscharakter angenommen oder zeigt bei der Strukturierung und Systematisierung ebenfalls eine tendenziöse kompositorische Gewalt, die sich der unwillkürlichen Phantasie nähert oder auch nach Art eines biologischen Systems zu funktionieren scheint.

Wieviel bei der Erinnerungsbildung mit Hilfe des *VERGESSENS* zustande gekommen sein muß, läßt sich über eine Reihe von Indizien erahnen. Sofern es nicht bloß Ausdruck der Gleichgültigkeit oder einer tieferen geistigen und lebensgeschichtlichen Schwächung ist, unterliegt auch das Vergessen weithin jener Gestaltungskraft des unwillkürlichen Gedächtnisses. Freilich wird es seinerseits von rivalisierenden Fähigkeiten und Absichten wie denen beeinflusst, das Erfahrene verläßlich zu registrieren, zu objektivieren oder es den eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen anzupassen und konstruktiv zu erweitern.

Zu den hartnäckigsten Indizien für die Macht des Vergessens gehören die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden, aber nur vorüberhuschenden Momente oder Szenerien, die partout nicht deutlicher zur Erinnerung kommen wollen. Seit Jahrzehnten erscheint mir so mitunter, für kaum einen Augenblick, ein Gartenrestaurant mit Lampions, das mal bei einem Onkel, mal auf den Anhöhen von Nizza zu liegen scheint (womöglich eine Kontaminationsbildung aus beiden Städten). Und beinahe nur noch in der Negativform, als Wissen um ihren bedauerlichen Verlust, erfahre ich gelegentlich wieder von den Eindrücken, die ich als 12-jähriger Pfadfinder von Frankreich und Belgien erhielt (offenbar wurden sie überlagert durch viele spätere Aufenthalte dort). Geläufiger sind die unvermuteten Ausfälle, auf die man durch Dritte oder durch eigene frühere Aufzeichnungen aufmerksam wird. Während der Gespräche, die ich nach Jahrzehnten wieder führte, wurde ich öfter von einem mir einst wichtigen Erlebnis oder Faktum in Kenntnis gesetzt, das mir längst entfallen war. Einiges war mir sogleich oder doch nach kurzer Irritation wieder deutlich, etwa meine Adjutantenrolle beim Besuch des Bundesführers unserer Pfadfinderschaft oder der verschlüsselte Name unseres Pfadfinder-„Thingbaums“ („Pd7A“). Für anderes bekam ich erst im Laufe der Stunden oder Wochen wieder ein verläßliches Gefühl, so für meine mit einem Klassenkameraden organisierte mutwillige Aussperrung eines Begleitstudienrats in Berlin oder für einen nächtlichen Besuch eines „Non-Stop-Kinos“ mit zwei anderen Mitschülern in Paris. Dieses allmähliche Nachsickern von Sachverhalten, die man auf Anhieb in Frage stellte, dürfte jedermann so oder so ähnlich von sich kennen. Sogar X., der in seinem Erinnerungsvermögen offenbar erheblich gestört war, erklärte in einem Nachgespräch, daß meine Angaben zu seinen Schul- und Wohnungswechseln denn doch zuträfen. Mit den meisten ehemaligen Weggefährten führte ich keine weiteren Nachgespräche mehr, vermute aber, daß auch sie ein solches Ereignis, bei dessen Erwähnung sie mich zunächst

einmal fragend anschauen oder die Sache gar in Abrede stellen, beim Nachsinnen für immer plausibler hielten. Gut verfolgen konnte ich dies bei einer schon betagten Person, die ich als einzige mehrmals besuchte. Von Besuch zu Besuch wäre ihr der fragliche, relativ schmale Zeitraum unserer gemeinsamen Bekanntschaft immer detaillierter und plastischer vor Augen getreten. Zuletzt freilich mußte ich konstatieren, daß der Betreffende ein über 50 Jahre zurückliegendes markantes Erlebnis, von dem er mir erst im Vorjahr berichtet hatte, inzwischen glatt vergessen hatte (womöglich ein seelisches Alterungsphänomen).

Nur ein Mal kam es vor, daß jemand sogar seinen ausgeprägten früheren Verhaltensstil hartnäckig verleugnete. Unser Gespräch ergab sich allerdings aus einer zufälligen Begegnung, ohne daß also der andere sich hätte einstellen können auf die bei einem angekündigten Besuch möglichen und in Grenzen auch erlaubten Zumutungen. Als ich nämlich von ihm erfuhr, daß er beruflich mit der Betreuung von jugendlichen Gewalttätern zu tun hatte und ich etwas vorschnell, weil ich mich darüber freute, die Bemerkung machte, daß dies denn wohl eine Art Sublimierung wäre, da er ja als Jugendlicher selbst auf den eigenen handfesten Ruf bedacht und stolz gewesen wäre, schien er mich nicht zu verstehen und knurrte nur abweisend: „Nicht, daß ich wüßte!“ Ich fragte mich sogleich, ob es ihm nur unangenehm war, oder ob jemand wirklich gewisse frühere Wesenszüge so massiv verdrängen kann. Im Lauf der Jahre jedenfalls, bei zwei weiteren zufälligen Wiederbegegnungen, war er sichtlich bemüht, wie gekränkt an mir vorbeizublicken oder rasch einen Gesprächspartner zu finden. Ich konnte es mir nur so erklären, daß in dieser Sublimierung, die seine Berufswahl für ihn zweifellos bedeutete, ein heftiges und ihm kaum bewußtes Verlangen nach Wiedergutmachung oder vielmehr nach einem „Ungeschehenmachen“ seines einstigen gewalttätigen Treibens sich Bahn brach. Und um so elementarer, als seine damalige, schon in Knabenjahren gefürchtete und von dem Jugendlichen gesteigerte körperliche Gewaltbereitschaft ein enormer seelischer Kraftakt war, mit dem er sich zum Schein dem überstrengen soldatischen Gebaren seines Vaters unterwarf, um sich zugleich von ihm, durch Übertrumpfung, zu befreien. Als Kinder hatte uns die ähnlich lautlose Brutalität unserer Väter verbunden. Wir sprachen damals nie darüber, spürten aber den verwandten Erziehungsstil gewiß heraus und mochten deshalb eine Zeitlang eine gewisse Sympathie für einander empfunden haben. Wo er freilich mit dem väterlichen Regime durch aggressive Überanpassung fertig zu werden suchte, hoffte ich meinem Vater durch Meidung und (ostensibles) Desinteresse an seinem Beruf und Hobby zu entkommen.

Meinen Aufzeichnungen aus Kindheit und Jugend zufolge hatte auch ich inzwischen vieles vergessen. Für die spätere Jugend konnte ich sogar einmal die Probe darauf machen, indem ich meine Erinnerungen zu einer knapp dreiwöchigen Trampfahrt nach Südfrankreich aufzeichnete und sie danach mit den Tagebuchnotaten des damals 18jährigen verglich. Daß ich in der freien Erinnerung wiederholt über ganze Tage hinwegsprang, war gar nicht so verwunderlich, hatte ich doch einen Großteil meiner Zeit als Tramper beim monotonen Warten verlo-

ren, bei der tagtäglich sich wiederholenden Organisation von Unterkunft und Verpflegung sowie beim Weiterkommen selbst, das bei dem raschen Fahrerwechsel kaum einmal ein bemerkenswertes Gespräch zuließ. Auch andere Erinnerungsfehler waren im Grunde unerheblich. Natürlich enthielten die Tagebuchaufzeichnungen viel mehr Details als mein Erinnerungsbericht, der den Ablauf mitunter arg verkürzte und hier und da auch umstellte. Aufschlußreich an diesen Notizen waren aber nicht die Details in ihrer Korrektheit, vielmehr das, was bei der Wiedergabe damals unausgesprochen blieb, mir nicht recht bewußt wurde und erst dem Erwachsenen nun beim Wiederlesen aufging.

Übrigens ist mir auch die eine oder andere relativ frische Notiz mittlerweile schon wieder fremd geworden. Vor sechs Jahren photographierte ich so ein Zechengelände, auf dem ich als 15ähriger Ferienarbeiter mit Grubenstempeln zu tun hatte und notierte zu einem Photo, das einen tiefliegenden, seit langem zubetonierten schmalen Eingang zeigt: „Zugang zu dem Grubenmund, in dem wir – nur ’zig Meter tief – die Grubenstempel einlagerten, die dann mit Loren weiterpediert wurden“. Jetzt aber habe ich zu diesen detaillierten Angaben keine Erinnerungsbilder mehr und verbinde auch nichts mehr mit dem Anblick des Photos! Es dämmert mir nur, daß ich zusammen mit einem jungen Hilfsarbeiter wirklich einmal in einem solchen Stollen zu tun gehabt haben muß, doch würde ich den Stollen ganz woanders als auf dem Photo zu sehen lokalisieren.

Auch wenn ich manchmal erstaunt war über das, was ich sogar an bemerkenswerten Einzelheiten vergessen hatte, war und bin im Grunde darüber nicht beunruhigt. Beunruhigend finde ich eher, welche Unmengen von gleichgültigen Details in meinem Gedächtnis haften geblieben sind. Ich weiß dies immer noch nicht recht zu deuten, betrachte es mitunter als Verschwendung meiner Aufmerksamkeit und frage mich, ob mir als Kind wirklich so selten etwas Förderliches geboten wurde. Dann wiederum tröste ich mich lieber mit der Vorstellung, daß das Bewahrenmüssen solcher Inhalte nun einmal der Preis für ein gutes Langzeitgedächtnis ist. Kaum mehr glaube ich daran, daß derartige Erfahrungen und Wissensinhalte aus mir unbekanntem Gründen noch einmal aufschlußreich werden könnten, auch wenn ich sie erst einmal in einer umfangreichen Textdatei hinterlegt habe. Manchmal habe ich vielmehr den Eindruck, als sollte ich dadurch von mir unbekanntem seelischen Kräften oder Konflikten in der Vergangenheit festgehalten werden (ein psychobiologischer Erklärungsversuch dazu später).

Wenn überhaupt, dann könnte man für solch banale Gedächtnisinhalte die seit der elektronischen Datenverarbeitung besonders beliebte Metapher von einer „Speicherung“ gelten lassen. Erinnerung aber ist alles andere als ein Abrufen von Gespeichertem. Schon der gegenwärtige retrospektive Akt des Sicherinnerns verläuft durchweg als Suchvorgang, als tastendes oder auch kombinatorisches Sichvergewissern; und trifft dann im letzten auf die strukturelle, unmerklich über lange Zeit hin nichtbewußt verlaufende Erinnerungsbildung, deren gewaltiges schöpferisches Potential hier zu dokumentieren war.

Läßt sich aber nicht da von einer Zeitspeicherung sprechen, wo eine Erinnerungsszene noch so andrängend vor einem steht, daß in ihr das damalige Erlebnis wie konserviert erscheint? Dies gilt vor allem für akustisch auffällige Szenen, sei es, daß ein Zuruf wie der Einkaufsruf meiner Großmutter oder eine Anrede in fremder Sprache noch immer in mir nachklingen, sei es, daß damals alles betont leise oder stumm ablief wie bei der nahezu geflüsterten Verabredung mit jemandem beim Versteckspiel. Die magische Präsenz dieser Szenen verdankt sich einem Offenheitsgefühl, das den damaligen Momenten aber selber schon angehörte, indem ich voll Erwartung war, aus unterschiedlichen Gründen ganz Ohr zu sein hatte. Zudem zeigt gerade der noch wie unerledigte Einkaufsruf, daß der damalige Zeitmoment nicht „gespeichert“, sondern transformiert wurde, indem der Zuruf meiner Großmutter insgeheim in einen Appell an ihr Andenken verwandelt wurde. Ein die Vergangenheit und Gegenwart transzendierender Moment wie der Aufforderungsruf meiner Klassenkameradinnen aus der Grundschule, die immer noch auf die Erfüllung meiner Mission dringen („Der Kaiser schickt seine Soldaten aus,/ Er schickt den Horst zum Tor hinaus“).

Die Metapher vom Erinnerungs- oder gar Zeitspeicher ist trügerisch, suggeriert sie doch in hohem Maße Verlässlichkeit, Stabilität und Unwandelbarkeit. Für die ausdauernde lebensgeschichtliche Erinnerung jedenfalls wären andere Bilder zu suchen: Vergegenwärtigt man sich, wie ungleichmäßig und oft un kalkulierbar die Zeitenabstände zwischen den erinnerbaren Lebensmomenten sind und was nicht alles dabei nur mutmaßlich zu rekonstruieren ist oder schemenhaft im Hintergrund bleiben muß, kann einem dieses schwindelerregende, über riesige Lücken hinwegführende Unternehmen im Blick zurück wie ein Ritt über den Bodensee vorkommen. Aber noch dieses Bild wird zu sehr von dem heilfrohen Nachgefühl der glücklichen Rettung und endlichen Sicherheit beherrscht. Umfassender und tiefer wäre das – seit der Kindheit mich begleitende – Sinnbild der Odyssee, das über dem Ziel den Lebensweg nicht vergißt, die Serie der Irrungen, Niederlagen und den Verlust der Gefährten auch durch die lange unwillkürliche Erinnerungsbildung; und im übrigen offen bleibt für den Nebenmythos, wonach der Heimgekehrte zuletzt wieder zu neuer großer Entdeckungsfahrt aufbricht.

Muß aber nicht derjenige, der die Verlässlichkeit der Erinnerungen so skeptisch beurteilt, sich zugleich auch von der Nachweisbarkeit einer folgerechten persönlichen Entwicklung verabschieden? Nun, selbst ein solcher Skeptiker dürfte zumindest eine gewisse biographische Stimmigkeit für sich unterstellen. Und entrollt sich vor ihm als Besucher die weitere Lebensgeschichte eines Weggefährten, mit dem er nach Jahrzehnten wieder ins Gespräch kommt, wird er sie trotz größerer Lücken und offensichtlicher Bevorzugung bestimmter Hauptstationen und Wendepunkte denn doch als einigermaßen konsequent anzuerkennen haben – auch wenn sie so manchenmal eine abweichende Verlaufsform hätte nehmen und schließlich zu einem befremdlich anderen Ergebnis führen können.

Befremdlich aber wohl nur im dem eher äußerlichen Sinne des Berufslebens und -erfolges, schwerlich kaum je einmal im Sinne eines massiven charakterli-

chen Wandels, der mir nachgerade immer mehr als etwas Wundersames vorkommen will und selbst bei sogenannten Erweckungen, Bekehrungen, Sinnesänderungen und dergleichen im Regelfall nur eine Aufblähung partieller Fähigkeiten der Persönlichkeit auf Kosten anderer sein dürfte, die dafür verkümmern müssen. Welch eine Leistung ist es nicht schon, den einen oder anderen eigenen Verhaltens- oder Charakterzug bloß zu dämpfen, sei es, um dort, wo es nicht an die eigene Substanz geht, verträglicher zu werden, sei es, damit man „auf sich selbst nicht mehr hereinfällt“, wie Heimito von Doderer es einmal als Kriterium für das Erwachsensein vorschlägt.⁶

Allen Erinnerungslücken und so vielen Mutmaßlichkeiten und Ungewißheiten zum Trotz scheint mithin so ziemlich jedermann dieses Grundvertrauen in die eigene innere Biographie zu setzen. Gerechtfertigt sein kann es freilich nur in unterschiedlichem Maße, hängt immer auch von dem Anspruch ab, den einer an sich und sein Erkenntnisverlangen stellt; ein Anspruch, der seinerseits darin begründet sein dürfte, wie korrumpiert, behütet oder eben nicht man durch die eigene Kindheit und Jugend kam. Für den, der sich nicht sonderlich beschädigt fühlt, mag es ehrenwert sein, zu behaupten, gewisse wichtige Erfahrungen wie Grundpfeiler seiner Existenz in sich zu spüren und sich auf sie zu verlassen, ohne hier tiefer nachgraben zu wollen. Zu Beginn meiner Recherche hätte mich diese Behauptung aufgebracht, mittlerweile aber kann ich sie akzeptieren, da ich mich davon überzeugt habe, daß es wirklich Zeitgenossen gibt, die relativ ruhig und stetig ihren eigenen Weg gehen durften; und daß dazu einige der lebenswürdigsten und auch tapfersten Individuen gehören. Was heißt, daß die von mir hier vorgelegten Erinnerungen nicht für ‚Kindheit‘ oder auch ‚Jugend‘ schlechthin stehen, sondern in vielem Ausdruck und Kompensation einer besonderen seelisch-geistigen Verwilderung sind.

Beide Fragen, die nach der inneren Konsequenz des Lebensganges und die nach der Verlässlichkeit der Erinnerungen, konnten sich mir erst gegen Ende dieser Odyssee stellen. Vorher waren sie irrelevant, da ich diesem Abenteuer weder widerstehen konnte noch wollte, angelockt nämlich durch die luftigen Erinnerungsbilder vor dem Einschlafen und dann, 1976, förmlich initiiert durch jenen Schock vor dem Klingelschild des ehemaligen Elternhauses, als ich dort auf ein verschollenes und mich anklagendes ‚Ich‘-Phantom traf. Nach der langjährigen Recherche bin ich weiter denn je davon entfernt, in einem objektivistischen Sinne nach der Richtigkeit der erinnerten Ereignisse und Eindrücke zu fragen. Denn als weit bedeutsamer und triftiger hat sich die schon in mein damaliges Problembewußtsein laufend hineinspielende Phantasie erwiesen; ein sinn- und gestaltgebendes Zusammenspiel, das mich ebenso sehr überraschte wie es mich neues Vertrauen in die eigene Biographie fassen ließ. Die Entwicklung war nicht geradlinig, scheint sich jedoch weithin einer intuitiven und streckenweise wie traumwandlerischen Sicherheit zu verdanken, durch die das Kind vor allem in feindseliger Umgebung, nicht zuletzt durch Verstellung oder Lug und Trug,

⁶ Heimito von Doderer, *Die Wasserfälle von Slunj* (München ⁸1994), S. 155

durch unscheinbare Renitenz oder offene ‚Meuterei‘ sowie mit Hilfe all dieser nichtbewußten Impulse und Fiktionen, immer wieder wie mäandrisch zurückgefunden habe zu dem, was ihm gemäß sein könnte.

Nur hinsichtlich der *SPRACHE* war schon von Beginn an nach der Verlässlichkeit der Erinnerungen zu fragen. Deren fragmentarischer und verwischter Charakter droht durch die Beschreibungssprache des Erwachsenen vollends unkenntlich zu werden, durch eine Sprachkompetenz, die in ihrem technischen oder abstrakten Vokabular ebenso wie in ihrem flüssigen und argumentativen Duktus insbesondere der Bewußtseinsbildung des Kindes zuwiderläuft. Die Gegenmittel stellte ich auf S. 16-20 vor und richtete außerdem für Vermutungen und Erläuterungen, die deutlich über den Horizont des Kindes hinausgingen, den in kursiver Schrift abgesetzten Textraum ein. Aber auch in der nun möglich gewordenen unscheinbaren Beschreibungssprache blieb ich, der Erwachsene, immer präsent; und trotz jener Rücksichten auf die Beobachtungssprache des Kindes, auf dessen Vokabular und Perspektive, setzte sich bei der Bestimmung der Erinnerungsszenen, ja schon bei ihrer stummen genaueren Musterung, ein Formulierungswerk in Gang, das meinen gegenwärtigen Ansprüchen an Stimmigkeit, Ausdruck, Tempo und Ökonomie zu genügen hatte. Und ihnen auf Anhieb doch so wenig genügen konnte, daß jede Textpassage bei ihrer Entstehung in der Regel mehrmals und in größeren Zeitabständen das eine oder andere Mal erneut gründlich zu überarbeiten war.

Diese jedem Schreibenden vertraute Prozedur oder vielmehr Erkenntnis- und Arbeitshaltung scheint allerdings mit dem Impuls des Erinnernden zu kollidieren, die zu einem früheren Zeitpunkt abgefaßte Erinnerung als die authentische gelten und stehen zu lassen. Verschiedene Male mußte ich so auf interessante Einzelheiten hinweisen, die mir nach wenigen Jahren schon nicht mehr präsent waren, so eine ausweichende Antwort, die ich dem mich verhörenden Schulrektor gab. Jener Impuls läßt sich mit dem legitimen Bedürfnis nach einer Textüberarbeitung aber dann vereinbaren, wenn man – wie ich es zu halten pflegte – die frühere Aufzeichnung vergleichend heranzieht und im Zweifelsfalle zitiert.

Erst in der Überarbeitung konnte ich vielen Nuancen und Hintergründen besonders der so oft visuell oder affektiv dominierten Erinnerungsszenen annähernd gerecht werden. Was im einzelnen bedeutete, daß die sich vordrängenden Orts- und Lagebeziehungen (wie „links/rechts von mir“), die anders als in der frühkindlichen Raumorientierung keinen existentiellen Rang mehr haben, wieder abzubauen oder ganz zurückzunehmen waren. Stark zu dämpfen war vor allem ein gewisser dokumentarischer Eifer, mit dem ich zweifellos jene Abhängigkeit zu kompensieren suchte, es als Erinnernder so oft nur mit undeutlich bleibenden Schattengebilden zu tun zu haben und mir die Differenzierungen und Einfälle versagen zu müssen, die dem Betrachter gegenwärtiger Lebensszenen oder auch dem Romancier möglich wären. Deswegen und aus dem anderen Grunde, weil ich das Vergangene gerade im Detail erretten wollte, klebte ich zunächst einmal

an unseren wechselnden Wohnungseinrichtungen, beschrieb die Infrastruktur unseres jeweiligen Wohngebiets oder fertigte von Dutzenden von Personen mehr oder minder kenntliche und relevante Porträts an, wobei ich neben dem banalen äußeren Erscheinungsbild auch die kleinen Tics oder Peinlichkeiten notierte, die zur Sprache zu bringen ich mir sonst nie gestatten würde. Warum aber sollten die Grundsätze einer schonenden Dezenz, Höflichkeit und Großzügigkeit ihre Gültigkeit verlieren, sobald jemand ‚nur‘ aus der Distanz der Erinnerung betrachtet wird? Als dürfte oder müßte man gar mit zunehmender zeitlicher und lebensrelevanter Entfernung immer zudringlicher werden! Und so hatte ich mich auch bei der Erinnerungsbeschreibung von Sachen und Verhältnissen immer wieder davon zu überzeugen, daß – von den frühkindlichen Erinnerungen abgesehen – eine exemplarische, dem Wesentlichen verpflichtete Behandlung weiterhin die einzig sinnvolle ist, mag sie auch bei der ersten Niederschrift, die das verschüttete Material allererst zur Kenntnis bringen und sichten möchte, so noch nicht greifen können.

Was nun aber die hermeneutisch vertrackte Frage nach dem betrifft, was ‚exemplarisch‘ oder gar für die eigene Person ‚wesentlich‘ ist, so lernte ich gerade in diesen Überarbeitungen, mich allmählich von den mir gleichgültigen Personen und Sachen zu trennen; mich von ihnen zu befreien, indem ich mich auch von mir selbst zu trennen vermochte, von Situationen und Lebensphasen, in denen ich nicht auf der Höhe war und entsprechend kümmerliche Wahrnehmungen in mir zurücklassen mußte. Diese Trennung von einem Großteil meiner Aufzeichnungen fiel mir immer leichter, weil ich mich dadurch auf die unscheinbaren und versteckt sich durchsetzenden Verhaltenszüge oder Phantasiebildungen konzentrieren konnte, die in ihrer Tendenz ja immer noch undeutlich genug sind. Noch jetzt, da ich mit meinem ‚Epilog‘ langsam zum Ende komme und zugleich noch mitten in einer weiteren Überarbeitung des Haupttextes begriffen bin, spüre ich, wie jede dieser mehrfach schon überarbeiteten Lebensszenen weiterhin in mir rumort und ich jede einzige, Zeile für Zeile, bei aller Erschöpfung, nochmals würde umschreiben müssen, wäre ich noch einmal annähernd so bestürzt und stellenweise so entgeistert wie nach dem ersten Überlesen. Denn nicht nur einen Text bringe ich hier auf sein Niveau, sondern zugleich das erinnerte Leben. Ich schreibe, wie mir erst in diesem Epilog aufgegangen ist, um mein Leben, ohne jedoch zu wissen, was es im Grunde zu besagen hat. Immer noch habe ich keine bündige Antwort und bleibe um so gespannter, als ich mich nun einigen besonders rätselhaften Aspekten des Erinnerens zuzuwenden habe.

Was ist nur aus den Erinnerungsbildern geworden, in denen ich einen Lebensraum wie den im Rondell bei meiner Großmutter vor dem Einschlafen einst so vergnüglich erkunden konnte? Bilder, die ja gleichberechtigt mit jenem Rückschlag von 1976 hinter all diesen Aufzeichnungen stehen, weil sie gegenüber jener räumlichen Rückkehr auf die Lust und Kompetenz der puren Erinnerung setzten (vgl. S. 5f.)? Je länger ich über meine Kindheit und Jugend arbeite-

te, sie Tag für Tag aus mir hervorlockte und beschrieb, desto weiter habe ich mich von solch visionären Erkundungen eines Lebensraumes entfernt; habe seit Jahren wirklich kein Verlangen mehr, mich dieser Art der Erinnerung hinzugeben, die in vielem unzulänglich war und zudem regressive Züge hatte – und fühle mich doch um sie gebracht, so, als hätte ich mit dieser Studie eine Mission erfüllt, die im Letzten nicht die meine war.

Auch verstehe ich immer noch nicht recht, daß ich entgegen meiner erklärten Absicht so weit über meine frühesten Kindheitserinnerungen hinausgetragen wurde. Wie angesichts der Notwendigkeit, alles nochmals zu überarbeiten und zu interpretieren, diesen Lebenstext wieder und wieder neu in die Welt zu setzen, beschleicht mich abermals die Empfindung, nicht so sehr der textredigierende Herr, als vielmehr der textempfangende Bote und Gefangene meiner Kindheit zu sein. Von einer vergleichbaren Empfindung berichtete ich schon auf den Anfangsseiten, als ich bei der erwähnten Rückkehr in die längst verlassene Wohngegend verstört fragte, ob es so etwas wie ein älteres Ich oder auch Selbstgefühl in uns gibt, das geradezu eifersüchtig auf unsere Hingabe an die Gegenwart werden und uns dies auch dadurch zu spüren geben könnte, daß es unsere frischesten Eindrücke von den veränderten Stadtbildern bald wieder zugunsten der antiquierten, von ihm einst gebildeten Erinnerungsbilder auslöscht. Doch ist nicht die Vorstellung von uns als autonomen ‚Ich‘-Existenzen schon selber problematisch genug, um sie noch zusätzlich dadurch zu belasten, daß man in uns Ich-Gebilde ansetzt, die unseren unterschiedlichen Entwicklungsphasen zuzuordnen wären? Wesenheiten, die gar, wie Proust es uns nahezubringen sucht, in der unwillkürlichen Erinnerung in uns wiedererstehen könnten und uns dadurch eine zeitüberschreitende Existenz gewinnen ließen? So sehr ich auch auf solche Signale achtete und mir vor allem die phantomhaften Selbstbegegnungen und Alter-ego-Erscheinungen erst einmal in diesem Sinne zurechtzulegen suchte, so wenig hielten sie doch als eigenständige ‚Ich‘-Gebilde Stand, sofern das Wort ‚Ich‘ eine urteilsfähige, wache und selbstbewußte Existenz(-form) bezeichnen soll. Gewiß war so mancher wiederauftauchende Impuls einst ichhaft organisiert, doch organisiert er sich nicht mehr so, schwebt versprengt und wie abgestorben in uns, stößt zwar, unwillkürlich oder von uns aufgespürt, irritierend und belebend ins Bewußtsein, aber längst ohne eigene Intention, ungesteuert. Unsere Empfindung, es sei da eine eigenständige Kraft, dürfte sich allein unserer gegenwärtigen Lebendigkeit verdanken, unserer Beeindruckbarkeit ebenso wie unserem Erkenntnisverlangen, wodurch wir jedes Objekt zunächst als ein uns Widerstrebendes oder Sichentziehendes erfahren – und dies im erhöhten Maße bei Eindrücken, die uns in der Erinnerung entgentreten und insofern nun wirklich ‚Ich‘-Abkömmlinge sind.

Außerdem hatte sich, wie meine Analysen der Erinnerungsbildung und gelegentlich verwunderten Kommentare fortlaufend belegten, vieles nichtbewußt in mir organisiert. Hierfür eine eigene seelische Instanz einzusetzen, sei es ein ‚Es‘ als Repräsentant unserer Triebe oder ein gewissenhaft uns tyrannisierenden

‚Über-Ich‘, ist mir, zumal nach eigenen psychoanalytischen Studien, allerdings ebensowenig möglich, da sie als Instanzen ähnlich verdinglicht zu werden pflegen wie es durch die Annahme von vielen lebenszeitlich gebundenen und wieder auflebenden ‚Ich‘-Gestalten in uns geschähe. Genug, daß so manches, was nichtbewußt zustandekam, mir in seiner wunderbarlich assoziativen Genese plausibel und in seiner mitunter verdeckten Funktion nachvollziehbar wurde und ich gelegentlich sogar von der Gegenwart her verfolgen konnte, wie sich Phantom- oder Pseudoerinnerungen heranbilden. Es wäre jedenfalls eine krasse und auch sentimentale Hypostasierung, etwas als Wesenheit oder eigene seelische Instanz anzusetzen, das sich ebensogut als seelische Prozedur, als Impuls oder nur als Bewußtseinsinhalt verstehen läßt.

Im Geiste Prousts habe ich mir aber sogleich einige Gegenfragen zu stellen. Wie weit erstreckt sich unsere seelische Gegenwart, in der wir uns als ‚Ich‘ empfinden? Wann gehören Wünsche schon nicht mehr zu unserem Niveau oder unseren Möglichkeiten, und wann entspricht das Gedachte nicht mehr unserem Denken? Warum nicht so großzügig sein, jeden erinnerbaren Wunsch und Einfall als den unseren anzuerkennen, auch wenn die Entwicklungsstufe, auf der er sich bildete, längst keinen Bestand mehr hat? Gibt es nicht Sehnsüchte, Erwartungen und Vorstellungen, die „ein Leben lang“ unerfüllt in uns umhergeistern und allein dadurch, ob nun von uns weiterhin für gültig und praktikabel erklärt oder nicht, uns auf unsere Geschichte mit ihren fragwürdigen Gewinnen und Verlusten aufmerksam machen? Steckt nicht auch in dem, was wir einst fallen lassen oder abbrechen mußten, etliches, das zu verwirklichen oder modifiziert aufzunehmen immer noch gut oder schon wieder an der Zeit wäre? Und sind nicht diese alten, uns immer noch irritierenden Regungen vitaler als die üblichen Antriebsgründe unserer gegenwärtigen Existenz? Diese erschöpft sich ja oft genug in Problemlösungen, die uns von wechselnden fremden Umständen abgefordert werden; so daß wir die Gegenwart fortlaufend verbrauchen zugunsten unserer nächsten ephemeridischen Präsenz, bis wir uns unversehens auf einer Gegenwartsstufe wiederfinden, von der wir als unserer Zukunft kaum eine Ahnung haben konnten und auf der wir darum mit unserer Vergangenheit immer weniger anfangen können.

Wer für sich verantwortlich bleiben möchte und darum akzeptiert, daß auch Längstabgelegtes noch zu uns gehört, daß auch die enttäuschten Erwartungen und nicht zuletzt überwundenes Fehlverhalten unsere Identität ausmachen und jeder vergangene und künftige Lernschritt sich unserem allerengsten, kindlichen Horizont verdankt, der wird sich weiterhin für das Proustsche Konstrukt der in uns bewahrten und in der Erinnerung wiederzubelebenden ‚Ich‘-Momente erwärmen können. Und wird auch für möglich halten, daß ein bestimmter Moment in seiner vollen Empfindungsqualität wieder in uns erstehen kann. Daß die Erinnerung hierbei zeitüberschreitenden Charakter gewinnt, kann allerdings nicht bedeuten, daß die damalige Situation und auch nicht das damalige Ich als fixe gespeicherte Wesenheiten wieder auftauchen. Wieder präsent sein in der Erinne-

nung kann lediglich die seelische *Repräsentanz* der damaligen Situation, in die ‚Ich‘ involviert war – präsent in uns, in unserem gegenwärtig bewußten Ich, und nicht etwa statt seiner, so, als könnte das eine durch das andere „ersetzt“ werden. Im übrigen hat Proust wie kein anderer auf die Differenz der Zeiten aufmerksam gemacht, indem er das Wiederaufsteigen aus den Tiefen des Gedächtnisses minutiös beschreibt und ausführt, wie das Erlebnis, das sich damals, dem Erlebenden nicht bewußt, mit einem bestimmten sinnlichen Eindruck verknüpfte, nur dank eines analogen sinnlichen Bezugspunkts in der Gegenwart wieder in Erscheinung zu treten vermag.

Nun beschreibt Proust in seiner ‚*Recherche*‘ kaum mehr als ein Dutzend solcher Erinnerungsdurchbrüche. Und was da in Erinnerung tritt, ist ja in seinem Gehalt vergleichsweise dürftig, es sei denn, es wird wie bei der Madeleine-Szene grotesk ausgeweitet (als hätte der Lebensraum Combray, der da zugleich mit der aufsteigenden Erinnerung schlagartig entfaltet worden wäre,⁷ der willkürlichen Erinnerung wirklich unzugänglich bleiben müssen). Auch ist eine derartige Wiedererstehung, in der selbst das kostbarste Erlebnis nur im Schlepptau des Zufalls sinnlich herangeführt werden kann und ohne ihn für immer verschollen bliebe, kaum vereinbar mit der zugrundeliegenden Vorstellung, daß da ein Ich substantiell und unveränderbar in uns lebte oder bloß verharrte (nicht zu reden von einer Schar solcher Ich-Gestalten). Die Empfindung, als stiege das Erlebnis und außerdem das Ich in seiner damaligen Empfindungsweise wieder in uns auf, deutet allerdings auf eine Ausgangsszene zurück, in der man einer Sache oder Person so zugetan war, sie so ganz zu der seinen machte und entsprechend von ihr besessen wurde, daß hierbei in der Regel eine Symbiose oder tiefere Lebenseinheit erreicht wurde, vor allem wohl dank jener nichtbewußten Empfindungsanteile. Eine Symbiose, die verständlicher machen könnte, wieso Proust in seiner seltenen Begabung, das Erinnerungspotential in diesen zufällig sich einstellenden Sinnesindrücken wahrzunehmen und sich ihnen entschlossen hinzugeben, sich anscheinend im Zustand einer veritablen Trance befand, nicht selten stunden- oder nächtelang auf den Durchbruch der sich anmeldenden Erinnerung harrend.⁸ Das Halluzinatorische daran war für mich nie ein Einwand, sondern eine starke Ermutigung. Ob man Proust methodisch oder vielmehr in seiner speziellen Begabung folgen kann oder nicht, so dürfte doch ein jeder, der sich dem Thema der Erinnerungsbildung widmet, bald selber auf halluzinatorische oder phantomhafte Erfahrungen stoßen. Und zwar nicht allein in den genannten Auraphantasien, die übrigens allesamt der willkürlichen Erinnerung zugänglich waren, sondern auch im anschaulichen Erleben dessen, was noch vor Ort oder von Angesicht zu An-

⁷ Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Erster Teil: Combray*. Werkausgabe Suhrkamp, Deutsch von Eva Rechel-Mertens (Frankfurt/M. 1964), Bd. 1, S. 65-67

⁸ Vgl. dazu Proust in seiner *Suche* a.a.O., Bd. 1, S. 93, Bd. 3, S. 89 oder etwa Bd. 4, S. 370; vgl. ferner Ernst Robert Curtius, *Marcel Proust* (Frankfurt/M. 1973), S. 76ff.

gesicht an das einst Erlebte erinnert. Eine hingebungsvolle sinnliche Erfahrung, die zugleich hochreflexiv verläuft, sich vor allem durch Vergleich und Vorstellungskraft entfaltet und wegen dieser poetischen, die Wirklichkeit transzendierenden Qualität uns so leicht täuschen und irreale oder gespenstische Züge gewinnen kann.

Hierzu gehören die seltenen Momente bei der Rückkehr oder beim Wiedersehen, in denen wir *DOPPEL- UND WIEDERGÄNGERN* der anderen wie auch unserer selbst begegnen. Obgleich sie meist umgehend als Täuschungen zu erkennen waren, haben sie mich doch wiederholt erschüttern können und mir damit meinen – unseren – wohl verborgensten und hartnäckigsten Glauben offenbart, den an die persönliche Identität, die hier manchmal nur im Sekundenbruchteil in Frage gestellt wurde. Eine erste, relativ harmlose und weitverbreitete Form war zu Beginn dieser Studie vorzustellen, der Identifizierungszwang nämlich, der einen bei der Rückkehr in ehemalige Wohngebiete überrascht, indem man eine altbekannte Person aus den Gesichtszügen von jemandem herausliest, der sich bei näherem Hinsehen jedoch als Fremder erweist. Ich kann dieser Versuchung immer noch zum Opfer fallen, halte sie aber nicht mehr für eine wunderliche Fehlleistung, sondern für wohlbegründet. Denn in der berechtigten Erwartung, daß sich jemandes Aussehen nach Jahrzehnten stark verändert haben müßte, werden wir auch von größten Ähnlichkeiten angezogen; und dies um so leichter, wenn die Person für uns damals eher eine Randfigur war, die wir uns daher in der freien Erinnerung kaum mehr vergegenwärtigen könnten. Solch harmlose Verkennungen sollte man eher als Ausdruck unserer Beharrlichkeit und Sehnsucht sowie unserer Flexibilität und Toleranz schätzen lernen. Mitunter lassen sich im nachhinein noch zusätzliche Kontextelemente ausmachen, die sich bei der Wiederkehr dem altvertrauten Lebensraum anlagerten und dadurch die Zeiten verwirrend ineinander spiegelten. Als ich so nach ungefähr einem Vierteljahrhundert in den Gesichtszügen eines Mädchens die meiner ehemaligen Tanzstundenpartnerin wiederfand, war es nicht das bloße Aussehen, das mich so frappiert haben mußte, sondern der Umstand, daß dieses Mädchen zugleich in einer Tanzgruppe in derselben Stadt auftrat. Jüngst bediente mich in einer altbekannten Hotelwirtschaft eine Frau meines Alters, deren seltsame Art, wie stillvergnügt vor sich hin zu lächeln, sie mir zunehmend als eine Freundin meiner Jugendfreundin auszuweisen schien – bis ich im Gespräch erfuhr, daß die Frau erst vor Jahren aus Ostdeutschland herübergekommen war und ich sie bei einem Besuch im Vorjahr schon flüchtig dort gesehen haben mußte. Auch bei dieser Begegnung gab der Kontext den Ausschlag, diese Gastwirtschaft, wo wir „Pärchen“ uns einst zum Eisessen und zu unseren Spaziergängen trafen.

So können wir uns bei der Rückkehr nie sicher sein, die einst verlassene Lebensstätte mit unvoreingenommenem Blick zu betrachten. Immer wieder scheint da jemand aus unserem Erinnerungsfundus gespenstisch im Hintergrunde zu harren und nur darauf zu warten, als weiterlebendes Wesen hervortreten zu dürfen. Und sprechen wir dann wirklich einmal einen einstigen Weggefährten, stellen

sich in der Regel gleich die Zweifel ein, ob und inwiefern wir ihn noch als solchen vor uns haben. Gelegentlich hatte ich gar den Eindruck, einer Person, die ich nach Jahrzehnten nur für Stunden wiedersah, näher geblieben zu sein, als sie sich selbst. Eine ungeheuerliche Anmaßung, zu der ich mich noch tiefer berechtigt fühlte, wenn ich über den Betreffenden und unsere gemeinsame Vergangenheit schrieb und ihn dadurch vollends in meine Welt, Entwicklung und Wertschätzung hineinzog. Das heißt ausgenommen dort, wo jemand selber etwas entgegenzusetzen hatte, ein eigenes literarisches oder künstlerisches Werk, in das er, wie ich empfand, mitsamt den Erlebnissen seiner Kindheit und Jugend lange schon ausgewandert sein mußte. Hier scheute ich mich auch davor, den ehemaligen Weggefährten zu charakterisieren, wäre es doch kaum zu vermeiden gewesen, das, was er seitdem an Substanz gewonnen haben müßte, in seine Anfänge hineinzulesen. Und habe jetzt doch wiederum meine Zweifel, ob die ausgebreiteten geistigen und sozialen Erfahrungen den anderen noch in der Tiefenschichtung seiner Persönlichkeit zu verändern vermochten; sage mir, daß wohl jemandes künstlerisches Werk an Substanz gewinnen kann, schwerlich aber noch dessen Urheber; daß neue Erfahrungen und Fertigkeiten allenfalls ausgleichen können, was wir nicht zuletzt durch unser Vergessen – aus Indifferenz und Gewohnheit – fortlaufend an Substanz verlieren.

Wirklich scheint es jener tiefe Glaube an unsere oder nur an meine Unwandelbarkeit zu sein, der mich schon irritieren oder bestürzen konnte, wenn ich einmal eine fremde Person fälschlich mit einer Gestalt meiner Erinnerung identifizierte. Und der mich beim Wiedersehen so manchesmal veranlaßte, die einst vertraute Person, die sich mir nun als gleichgültig geworden entpuppte, lieber als sich selber untreu geworden zu bedauern, als ihr eine nennenswerte eigene Weiterentwicklung zuzugestehen. Am verstörendsten waren solche Verkennungen der Identität, wenn sie nun gar mein *SELBSTGEFÜHL* betrafen und ich einen Augenblick lang den Eindruck hatte, mich als Doppelgänger vor mir zu haben. Dieses als „Heautoskopie“ bekannte Phänomen hat schon Goethe im 11. Buch von ‚Dichtung und Wahrheit‘ beschrieben, wie er nämlich nach seiner von Schuldgefühlen begleiteten Trennung von Friederike Brion aus Sesenheim davonritt und „mit den Augen ... des Geistes“ sich selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen sah (offenbar eine halluzinatorische seelische Wiedergutmachung, da er dieses „wunderliche Trugbild“ sogleich als „Beruhigung“ empfand).⁹ Ich selber habe nun zwei Varianten dieses Phänomens kennengelernt; bei der einen kam mir jemand ernstlich als mein Alter ego vor, während ich mich bei der anderen einen Moment lang als jemandes Doppelgänger empfand. Letzteres widerfuhr mir, als ich meinen Bruder nach einem Jahrzehnt (nach unserer späten Jugend) zum erstenmal wiedersah. Und zwar lief dies in zwei Etappen ab. Zunächst, nach einigen Stunden, war mir unversehens, als hätte ich meinen Vater vor mir. Monate später nämlich machte ich mir dazu folgende No-

⁹ Johann Wolfgang Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, hg. v. Klaus-Detlef Müller (Frankfurt/M. 1986), S. 545

tiz: „Tiefes Erschrecken, als mein Bruder beim Begrüßen seiner geschiedenen Frau auf einmal, in einer ganz saloppen Körperbewegung zu ihr hin, leibhaftig wie unser Vater dasteht.“ Und ich fuhr in meiner Notiz fort: „Seit jenem Wiedersehen sehe ich mich öfter als Doppelgänger meines Bruders, d.h. mich von hinten, von seinem Hinterkopf her in seine Körper-Bewegung versetzt, so wie ich mich früher zuweilen als Phantom-Bewegung meines Vaters sah“.

Von dieser zuletzt genannten früheren, mir gewiß peinlichen körperlich-visuellen Identität mit meinem von mir gemiedenen Vater weiß ich nichts Bestimmtes mehr. Daß ich zunächst, bei der „saloppen“ Bewegung des Bruders, unseren Vater vor mir hatte, lag sicherlich an einer seltenen Übereinstimmung in beider Körpersprache – beide in der Rolle des „Ehemannes“ – , die mir erst nach einer so langen Trennung (und nach der Eheschließung des Bruders) auffallen konnte. Womöglich war sie familiär geprägt und wurde gar ansatzweise von mir geteilt, so daß mir die spätere imaginäre Identifizierung mit meinem Bruder erleichtert wurde. Wie auch immer, in kurzer Zeit jedenfalls brachte es meine Phantasie fertig, jene mir zutiefst unangenehme Vision einer (partiellen) Identität mit meinem Vater zugunsten dieser sie überlagernden Identifizierung mit meinem Bruder abzulösen. Mittlerweile hat auch sie sich wieder verflüchtigt, hat offenbar ihre seelische Schuldigkeit getan.

Gleichfalls über zwei Hauptphasen verlief der umgekehrte Fall, als ich mich selbst in einem anderen erblickte, also nicht wie vorher in den anderen hineinschlüpfte, sondern den anderen als Doppelgänger meiner selbst zu Gesicht bekam. Es war ein ehemaliger und von mir sehr geschätzter Banknachbar, den ich drei Jahrzehnte nach unserer Schulzeit wieder besuchte. Bevor mir dies gelang, mußte ich ihn stufenweise identifizieren, da auf der Telekom-CD viele Personen mit seinem Nach- und Vornamen angegeben waren. Als ich ihn dann anrief, war ich mir überhaupt nicht sicher, nun an den richtigen zu geraten. Und konnte auch nicht die Stimme identifizieren, die gleich danach auf dem Anrufbeantworter zu hören war: sonor, mit einem hellen metallischen Oberton, dabei unerhört flüssig, wie sie diverse Telefonnummern hintereinanderwegsurren ließ, in einem perfekten Gleichmaß! Diese Perfektion aber muß den Ausschlag dafür gegeben haben, daß ich ihn trotz weiterbestehender Zweifel an seiner Identität noch anscrieb. In den Tagen nach dem Anruf nämlich begann mich diese Sprech- und Vorleseweise an seine makellose Schrift zu erinnern, die ich einige Zeit zuvor wieder zu Gesicht bekommen hatte: Wie in sich kräuselnden Wellenzügen folgten hier die leicht nach links geneigten blauen Zeilen aufeinander!

Ein Fall von synästhetischer Erinnerung also, ohne die ich diese Spur vielleicht aufgegeben hätte. Auf mein Anschreiben hin rief er mich dann an; schon nach wenigen Sätzen hörte ich wieder Vertrautes heraus, wie üblich vor allem bei unwillkürlichen Reaktionen wie dem Zögern und Stimmerheben.

Wochen später besuchte ich ihn. Als er mir von oben her im Hausflur lächelnd entgegentrat, war mir, in heller Wiedersehensfreude, als blickte ich in tiefer Zeitenferne mir selber ins Gesicht! Kein Erschrecken diesmal, nichts Un-

heimliches war dabei, nur die Freude, ja überströmende Sympathie und dieser vorüberhuschende, aber unabweisbare Eindruck, mich selbst in tiefer Vergangenheit zu erblicken. Sollte dieser Vorgang nicht erneut als Synästhesie aufzufassen sein? Es war ja viel mehr als die bloße Freude, meinen Banknachbarn wiederzusehen; sie wurde offenbar unterströmt von Empfindungen freundschaftlicher Nähe, die lange verschüttet waren und in dem Moment hervorbrachen, stark wie nie, als ich ihn erblickte. Sie „sah“ ich nun wie abgespiegelt in seinen Gesichtszügen, sah ihre Quelle, mich, der so empfand. Begünstigt durch den tatsächlichen Zeitvergleich, der in diesem Augenblick vor sich ging. Denn beim Wiedersehen mußte ich ihn ja zugleich wiedererkennen, mußte die Physiognomie des Jugendlichen, die ich nicht mehr genau in Erinnerung hatte, aus dem lächelnden Gesicht des 50jährigen herauslesen. Ein visuelles Identifizieren, das dieselbe große zeitliche Distanz zu überbrücken hatte, wie meine Sympathie, die so lange verdeckt geblieben war.

Ich kann mir diese visuell-emotionale Konfusion nicht besser erklären, zumal mir in den nachfolgenden Stunden seine physiognomische Eigenart markant und unübersehbar vorkam. Nun war zwar wie bei Prousts großen Erinnerungseinbrüchen die Zeitendifferenz in ihrer Tiefe sehr wohl wahrzunehmen; doch spürte ich nicht das ‚ehemalige Ich‘ in mir, das einst empfand und wie es einst empfand, sondern hatte es visionär vor Augen, wobei die begleitenden oder gar auslösenden freundschaftlichen Empfindungen meines Wissens eben um einiges stärker waren, als ich sie als Jugendlicher je empfunden hatte. Und stellte sich bei Proust in der Erfahrung eines solch zeitenüberdauernden ‚Ich‘ das Glücksgefühl persönlicher Unsterblichkeit ein, dann erschien hier, bei aller Freude, zunächst einmal die mit der Gestalt des Doppelgängers unabweisbare Empfindung einer Selbstablösung oder -aufhebung. Diesmal aber ohne die beängstigenden, anklagenden oder gar feindseligen Komponenten, die mich sonst dabei so befremdet hatten und die ich vorhin als Bedrohung des Zähesten in mir deutete, meines Glaubens an die persönliche Unzerstörbarkeit. Dieser letzte Doppelgänger dagegen schien nicht die Auflösung meiner selbst und damit den Tod in Aussicht zu stellen, sondern eine freundschaftliche Erweiterung des Selbst zu verkörpern. Und wirklich erst jetzt? Legten mir nicht, recht verstanden, auch schon meine früheren Ichphantome nahe, auf das zu achten, was von mir nicht mitgekommen war und in dieser Erinnerungsarbeit vielleicht wieder eingeholt werden sollte?

Denn den Anstoß zu meiner schriftlichen Erinnerung gab ja 1976 die Alter-ego-Empfindung angesichts des Klingelschildchens an dem ehemaligen elterlichen Mietshaus:

„Nicht nur war mir, als ob diese alten Nachbarn feindselig-verknöchert in der Vergangenheit hockengeblieben wären, sondern als ob auch von mir selbst, dessen Familienname dort verschwunden war, etwas gleichwohl noch vorhanden wäre: ein von mir abgetrenntes jugendliches Ich-Phantom, das mir, dem vom ausländischen Wohnort Vorbeigekommenen, wie vorwurfsvoll zu verstehen gab, daß gewis-

se Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten für mich für immer verloren wären.”
(S. 1)

Daß ich dies als Vorwurf empfand, bedeutet denn doch, der behaupteten Unwiederbringlichkeit des Verlorenen zum Trotz, daß ich mich selbst noch für dialogfähig hielt, offen für eine Antwort, die ich mir tatsächlich bis heute zu geben suche. Im Laufe dieser Erinnerungen ging mir dann beim Betrachten der Umgebung jenes Wohnhauses auf, daß sich dort schon seit ungefähr 1975, einem Jahrzehnt nach meinem Wegzug, andere Phantomvorstellungen angelagert hatten, darunter drei mehr oder minder verkappte Alter-ego-Figuren: der junge Klaus Kinski als irrsinnige Verbrechergestalt in Edgar-Wallace-Verfilmungen, der schattenlose Flüchtling und Forscher Peter Schlemihl sowie ein anonym, von der eigenen Bibliothek erschlagene Bücherfreund. Wie das Ichphantom beim Klingelschild scheinen diese drei meine Jugend und ihre Fluchtziele zu repräsentieren, weithin ohne Ichgefühl zwar und anonym, dafür aber drastischer darin, wie sie auf das immer wieder auch Zwielfichtige meiner Vergangenheit zurückdeuten, von der ich, wie ich empfand, mich nicht mehr würde davonstehlen können. Dies habe ich inzwischen akzeptiert und betrachte jenen Klingelschild-Vorwurf, Möglichkeiten meiner Entwicklung verschleppt oder auch liegengelassen zu haben, schon längst als nur zu evident.

So kann ich denn diese dunklen, meine Lebensverluste verkörpernden Doppelgänger nunmehr paradoxerweise als Selbst-Erweiterungen begrüßen. Sie stehen für die Schattenseite meiner Existenz, die ich mir in langer Erinnerungssuche wieder verdeutlicht habe, für die Umwege und krummen Touren ebenso wie für die subversiven Akte und meinen verschwiegen sich heranbildenden Widerstand. Daß ich auf diesem Lebensweg vielen etwas schuldig blieb, wurde mir in späterer Jugend wohl bewußt, doch konnte ich es damals kaum bedauern, weil ich genug damit zu tun hatte, so viele Versäumnisse und Beschädigungen zu kompensieren. In diesen – dann nicht mehr abgedruckten – Erinnerungen an die letzten Jugendjahre ging mir erst auf, wie vieles ich seinerzeit übersehen hatte und wie vielen Personen ich nicht gerecht wurde, daß ich vor allem die Lehrer seit langem durch die Bank als Pauker zu verschreien liebte oder daß mir manche Kameraden aus bestimmten Gründen als anonymes oder gar feindliches Kollektiv verdächtig blieben. Und dachte ich an die Mädchen, denen ich als jugendlicher nachstellte, zeigten sich in der spontanen Erinnerung kaum mehr kenntliche, da stark übermalte Porträts: Wie sich um ein junges Mädchen und dessen Freundinnen eine fremde literarische Phantasie gelegt hatte und sie mir so, Prousts Balbecer Mädchenschar entsprechend, auch emotional anonymisierte, so verwandelte sich mir eine junge Kopenhagenerin in die Skulptur der kleinen, seelenlos gewordenen Seejungfrau Andersens und drohten zwei schwarzhaarige geschminkte Mädchen hinter der Maske Liz Taylors und dem Kirmesporträt einer Zigeunerin zu verschwinden. Wieso ließ ich dies so lange zu? Wollte ich sie alle in der unwillkürlichen Erinnerungsbildung loswerden, weil sie mir so wenig bedeuteten und mir überdies meine Oberflächlichkeit peinlich war? Mag es auch

so gewesen sein, in der bewußten Erinnerungsrevision jedenfalls konnte ich einige persönliche Züge der Mädchen und ebenso zartere Momente in unseren Beziehungen sowie gewisse Skrupel und Rücksichtnahmen bei mir, dem Jugendlichen, wiederfinden. Eine Selbst-Erweiterung dadurch, daß zugleich die anderen aus ihren klischeehaften Bildvorstellungen gelöst und als Individuen kenntlicher gemacht wurden.

Die heimlichen Doppelgänger aus meiner Kindheit definieren mich primär als Opfer, als (Hebbels) erschlagenen Heideknaben, der sich in dem Blutsonnenbild um das Elternhaus einstellt, sodann, in der Auraphantasie meines Gymnasiums, als Leidensgenossen der dort Beigesetzten. Allerdings sind es niemals ausschließlich Opferphantasien, vielmehr stellen sie zugleich einen phantastisch erhöhten Totenkult dar und sind immer auch *PROTESTE GEGEN DEN TOD*. Denn diese Toten werden beklagt, gerächt und geehrt oder leben gar heimlich weiter, nämlich wiedergängerisch in Gestalt der „Schatten tapfrer Goten“ und vor allem des Herrn von Ribbeck, dieses unter dem Birnbaum daliegenden Scheintoten, der – wie Fontane selbst – Generationen zu überspringen und so sein Erbe weiterzugeben vermag. Tote, die dem damaligen Knaben auch Mut machten, auszuharren, die unerträglich gewordene Gegenwart zu überdauern, indem man einfach nicht mehr mitmacht und alles schweigend in sich bewahrt – bis zur gegebenen Zeit.

Und wie sich der Knabe unbewußt hin zu einem zeitüberschreitenden Totenkult flüchtete, so verkräftete er in der Regel auch die Verluste derer, die ihm lieb waren. Vom Tod der kleinen Spielfreundin „Gitti“ erfuhr ich wohl erst Wochen später, da ich damals schon seit langem am Rhein wohnte und nur noch selten zu unserem Rondell bei der Großmutter zurückkam. Von den Spiel- und Schulkameraden „Mimi“ und „Fränzi“ wurde ich durch den Umzug zu Beginn des 3. Schuljahrs getrennt. Die Trennung von einem Mädchen, das ich in Wyk auf Föhr kennengelernt hatte, nahm ich dann als Achtjähriger zum erstenmal nicht mehr so hin, sondern suchte ausdauernd nach ihr, wenn auch vergebens; und ließ mich erneut trennen, diesmal von Elke, als wir beide auf höhere Schulen wechselten. Das sind die Verluste der Kindheit, gegen die man sich, als abhängiges Wesen, nur in der Phantasie zur Wehr setzen kann. Verluste, die ich als endgültige erst lange nach der Trennung zu begreifen begann, so erschütternd nun, daß ich, mir weithin unbewußt, die Verlorenen im Lauf der Zeit in meinen phantasiegesteuerten Erinnerungsbildern wie in einer Gruft oder Krypta beisetzte, in der immer auch ich selbst präsent blieb:

Die so früh verstorbene „Gitti“ liegt für mich spürbar in unserem gemeinsamen Heckenversteck am Rande des kleinen Rondells, das mit ihren vom Erfrierungstod bedrohten Alter-ego-Figuren besetzt ist. „Mimi“, als Jugendlicher mit dem Auto tödlich verunglückt, bleibt als Knabe neben mir gegenüber der Eiche hingeduckt, auf der Lauer nach einem Auto, das gegen unsere ausgespannte Schnur sausen soll. „Fränzi“ hockt Hand in Hand mit mir in unserem Kellerloch-Versteck, derweil

die anderen immer noch nach uns fahnden. Das Wyker Mädchen bleibt verschollen und etwas in mir weiterhin auf der Suche nach ihr. Elke schließlich lebt in ihrer letzten Rolle als Schneewittchen fort, als Scheintote, der ich wenigstens so, als damaliger „Ersatzzwerg“, noch über Jahre hin verbunden blieb.

Tausend andere Momente mit ihnen habe ich vergessen zugunsten dieser ausgewählten Erinnerungsszenen, die den Verlust sinnbildlich festhielten und mir zugleich, wie bei meinen vor dem Gymnasium beigesetzten literarischen Doppelgängern, Trost spendeten, indem ich selbst jedesmal in die Nähe dieser Verschollenen gebannt blieb. Wohl nur auf diese Weise konnte ich sie mir auch seelisch erhalten.

*

Wie ich nun meine Doppelgänger, Schatten und Nebenexistenzen nicht länger als Bedrohung empfinde, sondern sie seit einiger Zeit als Erweiterungen meiner selbst auffassen kann, so wird mir umgekehrt dieser Selbstbehauptungswille immer suspekter, zu dem ich als Kind so grandios flüchtete, als ich mich in visionärer Evidenz von der eigenen Nichtsterblichkeit überzeugte (vgl. S. 14). Steht nicht hinter diesem angeblichen Willen zur Selbstbehauptung, der unsere ureigensten Interessen durchzusetzen vorgibt, ein überindividuelles biologisches oder krudes genetisches Gebot, das sich als solches entpuppt, wenn es das Selbst als Individualität nach getaner Lebensarbeit wieder fallen läßt? Meine kindliche Unsterblichkeitsvision war eigentlich schon über diese blanke Existenzerhaltung hinaus, war zwar auch eine elementare Antwort auf meine verkappten Suizidphantasien, versprach mir aber des weiteren eine selbstbestimmte und nicht länger stumme Existenz.

Wie hier spielen biologische und geistige Bestimmungen regelmäßig ineinander. Die Treue zu sich selbst, wie sie nicht zuletzt in den unendlich vielen Erinnerungen zum Ausdruck kommt, folgt so vermutlich selber einem allgemeinen biologischen Programm, das sich eben auch individuieren muß, um möglichst flexible Antworten zu geben und parat zu halten. So daß das Kind in uns jedem zu unserem eigentlichen, geistigen Vater wird, indem gewisse frühe Überlebens-techniken, die sich bewährt hatten, in uns fortgeschrieben werden. So wurde ich während der Erinnerungsbeschreibung meiner Jugend öfter auf Wiederanknüpfungen an erfinderische Muster des Kindes aufmerksam, an unbewußte Phantasiebildungen ebenso wie an intuitive oder vorsätzliche Manöver wie das Bluffen, Schummeln und Sichdumm- oder Sichtotstellen. Und glaube zudem bemerkt zu haben, daß auch der Erwachsene öfter jenen Mustern zu folgen neigt, das heißt auch ohne eigentliche Not, impulsiv, einfach so, als werde er hingerissen zu einer frühen Problemlösung oder bloß Verhaltensweise, erfreut, wieder im Bann seines kindlichen Erfahrungshorizonts zu sein.

Die bloße Ahnung um die eigene Kontinuität scheint ein hoher psychobiologischer Wert zu sein, also nicht erst geistig als Ichbewußtsein, sondern schon als

Körperbewußtsein, das unsere vitale Integrität repräsentiert und reguliert. Indizien hierfür finden sich selten. Als ich während der Niederschrift meiner Erinnerungen einmal zu meiner Verwunderung bemerkte, soeben über meine Hand hingestreichelt zu haben, fiel mir wieder ein, daß ich etliche Jahre zuvor, mir ähnlich unverständlich, gerührt die winzigen Narben an meinen Fingern betrachtete; und ein andermal bloß meine Zehen, die, sonst kaum je als persönliche Merkmale wahrgenommen, für mich immer noch ihren altvertrauten kindlichen Charakter bewahrt hatten. Kaum zu verstehen diese Ergriffenheit; eher schon, daß unsere kleinen Narben als stumme Beweise der Kontinuität und Integrität gelten dürfen. Größere Narben lassen sich ja nüchtern oder sarkastisch erklären, die vielen kleineren jedoch, insbesondere an den Händen, können einen wohl tiefer berühren, weil es Zeugen sind, die nichts mehr dokumentieren müssen, bei deren Anblick es gleichgültig geworden ist, ob sie sich bloß einer körperlichen Ungeschicklichkeit oder dem eigenen Übermut oder einem besseren Grund verdanken. Nicht mehr erinnerungsfähig, als bewußtes schmerzliches Erlebnis abgesunken, bezeugen diese Narben nur noch die lebensgeschichtliche Tiefe als Solidarität seelisch-geistiger und körperlicher Erfahrungen.

In der Regel jedoch ist es die bewußte, uns ohne weiteres zugängliche Erinnerung, in der die Geschichtlichkeit und personale Integrität auch unserer Körpererfahrungen bewahrt bleibt. Unvergessen als Körpergefühl sogar einige elementare Kulturtechniken des Kindes: wie mit bestimmten Kleidungsstücken umzugehen war und wie sie „sitzen“ (mußten); das Anstecken eines Haarklämmerchens; erste künstliche Bewegungsabläufe wie das Barfußfahren auf dem Dreirad, das erfinderische rhythmische Mitwippen auf dem Kindersitz des Fahrrads, das Halten der Balance beim Erlernen des Fahrradfahrens. Auch weiß ich noch, wie eine erste einfache Reflexion einer Körperbewegung entstieg, beim Gehen, als ich meine Arme überkreuz im Takt mit den Beinen schwingen ließ.

Psychobiologisch Sinn machen dürften sogar die vielen banalen und gleichgültig lassenden Gedächtnisinhalte, diese eigentlich irrelevant gewordenen Ortskenntnisse, all das Detailwissen um längst überholte technische Abläufe sowie Erinnerungen an x-beliebige Leute. Denn sie versichern uns unserer Dauer bei ständigem Wechsel in Raum und Zeit, unserer Beharrlichkeit trotz der immer wieder fälligen Loslösung und Distanzierung. Auch sie spielen hinüber ins Geistige, dokumentieren gewissermaßen noch in den Umrissen unsere Umgebung und den Radius unserer Aktivitäten und führen uns gar, gerade in ihrem ärgerlich banalen Grundcharakter, die eigenen Abhängigkeiten mitsamt unseren desinteressierten und wenig inspirierten Reaktionen noch einmal vor Augen – ob nun als Stachel oder nur als Symptom der von uns vertanen Lebensmöglichkeiten.

Es gibt da allerdings eine letzte Grenze des Erinnerns und all seiner Selbst-Erweiterungen, eine unauflösbare und allgemeine Identitätsproblematik: Ein jeder „besitzt“ immer unendlich mehr Erfahrungen und Kenntnisse, als ihm je wieder bewußt werden könnten. In der Begegnung mit meinem wie verschütteten Ich-

phantom stand dies als Provokation und Ahnung zu Beginn dieser Recherche; und erscheint in verwandelter, selbstbewußter Gestalt an ihrem Ende wieder, als Einverständnis damit, daß – nach gehöriger Erinnerungsarbeit freilich – der Großteil dessen, was im Gedächtnis verwahrt ist, gleichwohl der willkürlichen Erinnerung unzugänglich bleibt.

Am drastischsten erfuhr ich es dort, wo etwas nur dank gewisser Hilfsmittel oder auch nur zufällig wieder heraufgerufen wurde. Während ich mir in der freien Erinnerung an eines meiner Lieblingsmärchen, Andersens ‚*Seejungfrau*‘, kaum noch das dürre Handlungsgerippe bewußt machen konnte oder von G. Sidneys Film ‚*Die drei Musketiere*‘ nur noch zwei Szenen anzugeben wußte, war beim Wiederlesen und -betrachten festzustellen, daß ich nach Jahrzehnten noch mit Dutzenden von Teilformulierungen und vielen Einzelszenen vertraut bin. Daß diese Diskrepanz aber für so ziemlich alles Erlebte gilt, belegten vor allem die zufällig erhalten gebliebenen Tagebuchaufzeichnungen des bald Zehnjährigen (von Ende Oktober 1954 bis Februar 1955). An kaum eine Handvoll der Geschehnisse, Aktionen oder Zeichnungen konnte ich mich frei erinnern, von denen ich beim Wiederlesen dann an die hundert wiedererkannte. Sie stehen nun für abertausende, die noch in mir schlummern, aber durch bloße Erinnerungsanstrengung nie und nimmer wieder zu erwecken sind. Und wenn schon! Eine solches von Details übersättigtes Wissen um die eigene Vergangenheit suchte ich ja gar nicht; würde dies doch tendenziell auf eine Lebenswiederholung mitsamt all den Belanglosigkeiten und Verkehrtheiten hinauslaufen, während es mir von Anfang an primär um Erweckung, Verständnis und Rekonstruktion dessen zu tun war, was von mir und anderen auf der Strecke geblieben war, welche Kompensationen in Frage kamen und inwiefern schon in der unwillkürlichen Erinnerungsbildung selber neue Lebensmöglichkeiten angeboten wurden.

*

Abschließend noch einige Worte dazu, daß meine literaturgeschichtlichen Studien zu Fontane und Klingemann-„Bonaventura“, die sich beide in ihrer hermetischen Sprache als Dichter ihrer Zeit entzogen und es riskierten, damit für alle Zeit vergessen zu werden, mich schließlich zu dieser Erinnerungsarbeit geführt hatten, die dann die nämlichen Themen und Verhaltensweisen, wenn auch in rudimentärer Gestalt, schon in meiner Kindheit wiederfand. Welch merkwürdiger hermeneutischer Zirkel! Freilich hatte ich längst darum gewußt (vgl. S. 12f.), konnte mir aber erst jetzt die komplexe Entwicklung bewußt machen, in der sich ein Kind seinen übermächtigen Erziehern und Verfolgern durch stummen Protest, seelisch-geistige Erstarrung, Beobachtung aus der Distanz sowie durch Visionen und unbewußte Phantasiebildungen zu entziehen suchte. Mag nun auch meine frühe Lebensgeschichte mich jenen literarischen Untersuchungen zugezogen haben und mögen somit meine späteren Interessen und Studien dadurch relativiert erscheinen, daß sie einem engen, immer wieder verkümmerten und

später – in der Jugend – aggressiv erweiterten Lebenskreis entsprungen sind, so sind sie eben deswegen auch biographisch substantiiert. Als einschlägige Erfahrungen schärfen sie den Sinn für Bedrohungen, Ausflüchte und andere Möglichkeiten der Gegenwehr und machten für eine entsprechend verdeckte Thematik auch in der Literatur empfänglich. Bei den Sprachmächtigsten also, von denen der erste, Fontane, es verstand, innerhalb seiner publizierten Romane sich eine symbolisch verschlüsselte Erzähldimension vorzubehalten, in der es ihm allein möglich wurde, gewisse Mechanismen psychosozialer Unterdrückung (insbesondere der Frauen seiner Zeit) zur Sprache zu bringen und in einer Reihe von „Bildern gegen den Tod“ sein Werk – und sich selbst? – bis auf weiteres auf Eis zu legen.¹⁰ Und von denen der zweite, „Bonaventura“, seine Invektiven gegen das Treiben der Mitlebenden und mehr noch seine wie ‚nihilistischen‘, an der Sterblichkeit des Menschen verzweifelnden Gedanken nur unter einem Pseudonym vorzutragen und überhaupt so radikal zu denken mußte.¹¹

Einige Jahre vor Beginn meiner persönlichen Erinnerungssuche stieß ich noch bei einem dritten Schriftsteller auf eine solch „gegenzeitige“ Einstellung, beim alten Goethe.¹² Zu beschreiben war bei ihm, wie ein großer Geist sich aus dem Leben zurückzieht, um sein Lebenswerk zu sichern; wie er sich selbst „kohobiert“ oder läutert, indem er die falschen Tendenzen seiner eigenen Zeitgenossenschaft eliminiert, sich auf keine Rechtfertigungen und Polemiken mehr einläßt, da er weiß, daß die Voraussetzungen seiner Urteile von den anderen nicht mehr geteilt werden können. Und wie er in symbolischer Geste sein letztes kühnstes Werk, das ‚*Faust-II*‘-Manuskript, vor der Mitwelt versiegelt und so, dem verehrten Merlin gleich, sein Lebensthema mit ins Grab nimmt. Nicht allein von seinen Zeitgenossen weiß er sich entfremdet, sondern auch von der eigenen Vergangenheit. Entschlossen sucht er sich von all dem zu trennen, was er als nicht mehr zu sich gehörig empfindet, insbesondere von Teilen seiner Briefschaften, deren Bedeutung sich längst mit der Wirkung auf den jeweiligen Empfänger erschöpft hätte. Verstörend schließlich die aus seiner Frühzeit aufsteigenden Erinnerungen, die ihm wunderlich oder grauenerregend vorkommen, da er sich nicht mehr in diese Lebensabschnitte zurückversetzen kann. Seine Altersformel, „sich selbst historisch geworden zu sein“, war insofern sein euphemistisches Eingeständnis, daß wie gegenüber den Zeitgenossen auch den eigenen früheren Lebensepochen gegenüber die Verständigung immer schwerer fiel, daß er gegen Ende seines Lebens sich von sich selbst abgetrennt oder schon weithin hinweggestorben empfand.

Unter dem Eindruck dieses inneren Sterbeprozesses entwickelte Goethe Bilder und Gedanken gegen den Tod, die das Wesen der Individualität von ihrer

¹⁰ Horst Fleig, *Bilder Fontanes gegen den Tod*. In: *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles* (Nottingham 1979), S. 457-470. Außerdem: H.F., *Sich versagendes Erzählen (Fontane)*, (Göppingen 1974)

¹¹ Zum Buchtitel vgl. Anm. 5

¹² *Johann Wolfgang Goethe. Die letzten Jahre. Briefe, Tagebücher und Gespräche von 1823 bis zu Goethes Tod*, hg. v. Horst Fleig (Frankfurt/M. 1993), Teil I, S. 627-674 (Einführung).

zeitüberschreitenden „Tüchtigkeit“ her definierten. Schon archäologische Funde wie das Alexandermosaik in der ‚Casa di Goethe‘ wurden für ihn plötzlich eminent wichtig, bezeugten sie doch, wenn auch als Unglücksfälle, die Möglichkeit, einer tödlichen Gegenwart zu entkommen und entwickeltere Erkenntnisniveaus einst zu überraschen, also – wie jene produktiv sich versagenden Literaten – aus der derben Chronologie der Überlieferung auszubrechen. Ausbrechen aus der Gegenwart allerdings bei Goethe nur durch „prägnantes“ Ergreifen und Steigern ihres inneren Gehalts, durch schöpferische Akte und geistige Haltungen, die als Widerstand gegen das Zeitübliche leicht Züge einer Selbstaufopferung annehmen. Zumal gerade die höchste Ausprägung des Tüchtigen, das Genie, für den alten Goethe nur als Überschreiten der jeweils herausgebildeten Individualität denkbar ist, als eine die Erfahrungen anderer Individuen sammelnde, an sich reißende und ihnen neue Gestalt gebende Energie, die selber zwar durch den eigenen Charakter geprägt ist, ihren Träger aber durch diesen Konzentrationsprozeß gleichsam anonymisiert und zu einem „Kollektivwesen“ werden läßt.

So hielt mich meine frühe Lebensproblematik ausdauernd bei einem Themenkreis, den ich auf höchstem Niveau auch bei anderen entdeckte. Bei ihnen war es die geistige Haltung und Potenz, die den Horizont ihrer Zeit durchbricht oder von einem zunächst isolierten individuellen Standpunkt aus unabsehbar erweitert. Denn in dem Maße, wie diese Werke die gegenwärtigen Zeitgenossen als Rezipienten überspringen, widersprechen sie auch den herkömmlichen Vorstellungen der Traditionsbildung, für die ja durchweg ein hohes Maß an sachlicher Folgerichtigkeit behauptet zu werden pflegt. In diesen literarischen Entdeckungen objektivierete, relativierte und beruhigte sich meine Subjektivität, auch wenn sie in der ersten Zeit (besonders in der Dissertation über das „kryptisch“ sich verschlüsselnde Erzählen Fontanes) ihre Einsichten selber in einer kryptisch anmutenden Sprache vortrug.

Jedes dieser zeitüberschreitenden Werke ist als Rückzug aus falscher, repressiv gewordener Kommunikation in eine monologische Sprachform Ausdruck einer geistig-existentiellen Krise – sogar wenn jemand wie Fontane sein Doppelspiel über Jahrzehnte hin durchhalten und daran gewiß auch ein hohes experimentelles Vergnügen finden kann. Es bleibt, selbst bei schon vorher erlangtem Weltruhm (Goethes Fall), die Verzweiflungstat einer bis auf weiteres unbekanntem Avantgarde, die sich an dem Unaussprechbaren und Undenkbaren versucht und allenfalls hoffen kann, dabei nicht für immer verschollen zu bleiben. Welch arge Zumutung es ist, sich selbst auf unabsehbare Zeit in ein solch artifizielles Schweigen zurückzuziehen, verrät die theatralische Sprache der wenigen Theoretiker oder Künstler, die sich von Zeit zu Zeit dazu äußern. Nietzsches Klagen über die geistige Einsamkeit schlagen so mitunter um in deren Lob oder in die resignierte Suche nach einem Opfertod des Verstummens, der aber wenigstens den Heroismus seiner neuen „Gethsemane“-Verlassenheit noch verlauten lassen möchte. Und Gottfried Benn wendet sich gegen Ende seines autobiographischen

Essays *„Doppelleben“* (1950) zwar zu Recht gegen den Automatismus jeglicher (Wirkungs-)Geschichte, gegen „das Versprechen auf angebliche Geisteszusammenhänge, ideelle Befruchtungen, Verzweigungen, Integrationen oder Auferstehungen“.¹³ Wenn er aber in diesem Sinne zu individuellen Verlautbarungen ermuntert, die „bis ans Ende der Nacht“ gehen und in ihrer Konsequenz ohne Echo bleiben müssten, dann wählt er eine fatalistische, zwischen Larmoyanz und Zynismus schwankende Metaphorik: „Aber was Sie nicht aussprechen, das ist nicht da, denken Sie also ruhig alles aus sich heraus – Sie machen sich Feinde, Sie werden allein sein, eine Nußschale auf dem Meer, eine Nußschale, aus der es zirpt mit fragwürdigen Lauten, klappert vor Kälte, zittert von Ihren eigenen Schauern vor sich selber – aber geben Sie nicht SOS – erstens hört Sie keiner, und zweitens wird Ihr Ende sanft sein nach so viel Fahrten.“¹⁴

Glaubwürdiger für mich und hilfreicher die komödiantisch gehaltene, darum nicht minder odysseische Antwort von Wim Wenders in *„Lisbon Story“*. Phillip Winter, als Toningenieur von dem in Lissabon arbeitenden Regisseur Friedrich Monroe über eine „S.O.S.“-Postkarte mit einem Segelschiffmotiv zu Hilfe gerufen, hat in dieser – angeblich von Odysseus gegründeten – Stadt erst einmal lange nach dem Verschollenen zu suchen. Kaum ist er mit dem Gesuchten, einem Verehrer von „Herrn Niemand“ (Pessoa alias „Outis“-Odysseus) endlich zusammengetroffen, fällt er vor Entsetzen vom Klappstuhl, als er in dessen privatem Gegenkino, einer Cinémathèque der ungesehenen Filmbilder, erfährt, daß die Bilder erst nach dem Verschwinden der jetzigen Generation irgendwann einmal ans Licht kommen dürften. Sei doch der Blick der Heutigen durch kommerzielle und andere Werbebotschaften korrumpiert. Winter aber rappelt sich wieder, um dem Freund, der in seiner Aversion gegen den falschen Blick die Kamera beim Filmen auf dem Rücken getragen hatte, aus dieser Sackgasse der sich selbst reduzierenden Subjektivität herauszuhelfen. Daß es Wenders trotz dieser auch selbstironischen Filmsatire ernst ist mit dem Gedanken, seine Sache zeitweilig sekretieren zu müssen und bei günstiger Gelegenheit wieder zugänglich zu machen, geht schon daraus hervor, daß er als Herausgeber der 400. Nummer der *„Cahiers du cinéma“* (vom Oktober 1987) das Heft vor allem solchen Filmprojekten widmete, die von ihren Regisseuren einst auf Eis gelegt werden mußten. Und daß auch er sich in seinen Filmen als Meister einer (mythologisch-)hermetischen Sprache erweist, habe ich im Anschluß an dieses Erinnerungsbuch darzustellen begonnen.¹⁵ Um so beherzigerswerter Wenders' gleichnishafte Schilderung, wie leicht man in solch extremer Isolation den anderen und ebenso sich selbst verlorengelangen kann. Und nicht minder seine Ermunterung, in einer derart aussichtslosen Lage auch einmal eine freundlich angebotene Hilfe anzunehmen

¹³ Gottfried Benn. *Gesammelte Werke in zwei Bänden*, hg. v. Dieter Wellershoff (München und Zürich 1968) Bd. 1, S. 2032

¹⁴ Benn, a.a.O., Bd. 2, S. 2033

¹⁵ Horst Fleig, *Wim Wenders. Hermetische Filmsprache und Fortschreiben antiker Mythologie* (Bielefeld 2005)

und sich wieder auf die Quellen – auch des Übels – zu besinnen. Eine (lebens-)geschichtliche Reflexion, ohne die alles heillos verworren bliebe. Freilich garantiert auch sie keinen unschuldigen Neubeginn, kann gar zu einem solchen Ergebnis führen wie dem ergreifenden, von Phillip Winter verlesenen Bekenntnis Pessoa's:

„Als ich ein Kind war, blieb ich unwissend, damit ich jetzt die Erinnerung an damals habe. Heute fühle ich, was ich damals war. Mein Leben geht weiter, es ist nur Schein. Aber in diesem Gefängnis, meinem einzigen Buch, lese ich das Lächeln eines anderen, dessen, der ich damals war.“¹⁶

Selbst nach gründlicher Rückbesinnung auf die eigene Herkunft bleibt manch verstörendes Lebensmotiv weiterhin virulent. Schon die Einsicht in die gespenstische biographische Zähigkeit über so viele Irrwege hin erlaubt es nicht, sich so zu betrachten, als hätte man auch nur die frühen kindlichen Reaktionsformen und Fragestellungen ein für allemal abschütteln können. Entgegen meiner erklärten Absicht konnte ich mich so erneut mit dem oft geübten prophylaktischen Stoizismus anfreunden, der mir nahelegt, ins Schweigen zurückzutreten und das Vorgetragene zumindest dort, wo es nach subjektivem Bekenntnis klingt, besser für mich zu behalten. Und werde immer noch umgetrieben von der Nichtsterblichkeitsgewißheit, die mich mit ungefähr zehn Jahren durchdrang. Trotz plausibler psychologischer Erklärungen wie der eines lebensnotwendigen Selbstschutzes glaube ich sie immer noch nicht recht begriffen zu haben, zumal sie in verwandelter Gestalt in meinen schwärzesten Stunden wiederkehrte, als ich (um 1975) Klingemanns Protest gegen die Sterblichkeit des Menschen aufnahm, nach dem Sinn unseres Unsterblichkeitsverlangens fragte und ernstlich nach einer entsprechenden, schon in der Gegenwart sich abzeichnenden Lebensform suchte; einer solchen, die über den bisherigen Kulturprozeß hinausginge, der durch den Untergang der einzelnen wuchs, die Nachfolgenden von Generation zu Generation tendenziell immer reicher ausstatten konnte, aber auch sie immer mehr oder minder unentfaltet zurückließ und vergaß.

Ein obsessiver Todestrotz, der schon im Folgejahr, mit dem Aufsuchen der Stätten meiner Kindheit und Jugend, unmerklich in die persönliche Erinnerungsthematik überwechselte. Und wie dieses Erinnern als Selbsterweiterung nicht alle beliebigen Inhalte und Lebensmomente erretten wollte, sondern neben den unterschlagenen und unverstandenen vor allem die charakteristischen und charakterbildenden, so zielte jene Studie von 1975 qualitativ auf die Bewahrung und Steigerung des persönlichen Erfahrungsstils, der dem Erlebten allererst Gestalt

¹⁶ Quando era criança | Vivi, sem saber,
 Só para hoje ter | Aquela lembrança.
 E hoje que sinto | Aquilo que fui.
 Minha vida flui, | Feita do que minto.
 Mas nesta prisão, | Livro único, leio
 O sorriso alheio | De quem fui então. (*Cancioneiro*, 1933)

und Zusammenhang gibt. Falls dies nicht gelänge und anstelle dieser interindividuell sich organisierenden Lebensform, an der jeder einzelne mit seinem Lebensgefühl und Sinnverständnis teilhaben könnte, nichts weiter als eine Anonymisierung des Individuellen in einem (körperentbundenen) Tauschmedium in Aussicht stünde oder man gar in Empfindung und Verständnis abgeschnitten zu werden drohte von der menschlichen Vorgeschichte, hätte man weiterhin, so mein damaliges Credo, sich für die menschliche Lebens- und Leidensgeschichte zu entscheiden und damit für den Tod.

Nun war für mich zwischenzeitlich das Problem in den Vordergrund gerückt, daß das menschliche Leben zu lang zu werden droht, um sich noch als Einheit begreifen zu können. Die verstörende Erfahrung des alten Goethe, sich in seinen frühen Lebenszuständen und Produktionen nicht mehr wiederzuerkennen, „sich selbst historisch geworden“ zu sein und die eigene Biographie als Sichhinwegsterben erleben zu müssen, muß offenbar mehr oder minder ausgeprägt und bewußt von jedermann geteilt werden. Weshalb das Sicherinnern denn doch als erstes unabdingbares Gegenmittel gegen den schleichenden inneren Tod zu gelten hat. Was aber den äußeren betrifft, so ist es jetzt eher an der Zeit, sich gegen falsche Versprechungen zu wappnen, die sicherlich bald schon weit verführerischer sein werden als alle theologischen Hinterwelten, die von unserem bislang unverstandenen Unsterblichkeitsverlangen lebten. Unvergessen daher Odysseus, der Kalypsos Angebot einer ewigen Jugend ablehnte und der endlichen, so oft kläglichen menschlichen Lebensform die Treue hielt.